31761 06978378 5

TÜRKISCHE FRAUEN

von

FRANZ CARL ENDRES

E. v. Potz

1789.

C. Wulff
Hamburg

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

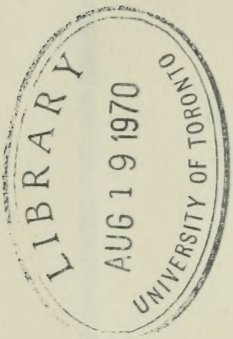
http://www.archive.org/details/trkischefrauen00endr

Türkische Frauen

Von

Franz Carl Endres
Kaiserlich ottomanischer Major a. D.

München 1916
Verlag von Arthur Hertz



DR
432
E5

Den Einband zeichnete Eckhart von Pütz, München / Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten / Copyright 1916 Arthur Hertz, München / Druck der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar

Motto:

„Glaube nicht, daß Fürchten vor der Welt mich quäle."

Omar Chajjam

Inhalt

Vorwort .. 7
Von Frauen im Allgemeinen .. 11
Liebe, ein Kapitel loser Gedanken .. 15
Die Schönheit der türkischen Frau .. 37
Die Schönheitspflege .. 56
Frauenschönheit in der Dichtung .. 80
Die Frauenkleidung .. 89
Schmuck .. 109
Türkische Hochzeitsgebräuche .. 117
Die islamitische Ehe .. 135
Die Türkin als Mutter .. 158
Die türkische Frau in der Spruchweisheit .. 175
Gelehrte Frauen und große Frauen .. 185
Über die Zukunft der türkischen Frau .. 196

Vorwort

Der Titel dieses Buches schließt von vornherein jede Überhebung des Verfassers aus. Es wäre bei der sehr lückenhaften Literatur und bei einer doch im Vergleich zur gewaltigen Größe des Stoffes unzureichenden Erfahrung, die der Einzelne machen kann, vergebliches Beginnen, etwa ein vollkommenes Werk: „Die türkische Frau" zu schreiben. Das ist der Zukunft vorbehalten und der Lebensarbeit am besten eines wissenschaftlich gebildeten Arztes, der Arabisch, Türkisch, Persisch und Hebräisch kann und deutsche Gründlichkeit mit literarischem Vermögen und jahrzehntelangem Aufenthalt im Orient verbindet. Es wird dann vielleicht trotzdem ein Werk entstehen, das nicht einmal sehr angenehm zu lesen ist, das aber als Nachschlagewerk, wie z. B. das vortreffliche Buch „Das Weib" von Ploß, große Verdienste hätte.

Der Begriff „Türkische Frauen" kann hier nicht ethnologisch aufgefaßt werden, denn von all den türkischen Stämmen, die außerhalb der Türkei leben, also von nahezu allen, die nicht zu dem Zweig der Osmanen gehören, ist in diesem Buche nicht die Rede. Aber staatsrechtlich etwa auf osmanische Frauen kann sich das Buch wiederum nicht beschränken, sondern es handelt über Frauen,

die innerhalb des türkischen Reiches leben. In diesem größeren Kreise interessiert es sich naturgemäß für die Osmanin am meisten, ohne jedoch die Araberin, Kurdin, Armenierin, Griechin, Jüdin und Levantinerin allzusehr zu vernachlässigen.

Nur die Perserin wird im Buche nicht näher gewürdigt. Es leben zwar in Mesopotamien auch persische Frauen, sie bilden aber doch keinen wesentlichen Bestandteil des Reiches, ebenso wie die in Konstantinopel und einigen anderen Städten lebenden Perserfrauen keine Einwirkung auf das Bild der städtischen Bevölkerung haben.

Manche ganz kleinen Stämme sind weggelassen worden. Sie würden in der Darstellung nur Ballast gebildet haben, und ihre Schilderung hätte, um Belehrung zu erzielen, die genaue Orientierung über Stammesgeschichte und Eigentümlichkeiten erfordert, ohne damit dem Verständnis des Gesamtgebietes wesentliche Förderung zu geben.

In der Mehrzahl „türkische Frauen" liegt eine Einschränkung, keine Erweiterung. Der Verfasser verfolgt mit all seinen Veröffentlichungen über türkisches Leben den Zweck, Anschauungen zu vermitteln, Bausteine zu einem bescheidenen Hause der Erkenntnis zu liefern und hofft in diesem Bestreben ohne Anmaßung vorzugehen. Er hat sich deshalb oft mit dem Bericht über sein Schauen begnügt, hat oft keine Vergleiche noch Schlüsse gezogen und oft keine Kritik geübt. Das kann der Leser an diesen Stellen selbst, wenn es ihm darum zu tun ist.

Er weiß, daß er kein Gelehrter ist und glaubt zum „Schauen" auch keiner sein zu müssen. Er will seinen Lesern nur das erzählen, was diese Leser bei einem gleich

langen Aufenthalte und bei dem gleichen Bestreben, den Orient in sich aufzunehmen und seine Erscheinungen menschlich-kritisch zu verarbeiten, auch gesehen und gedacht hätten.

Und wenn er dann noch den leisen Wunsch hat, seine Leser ein wenig zu unterhalten, dann ist über den Zweck des Buches schon alles Nötige gesagt.

Man muß nicht immer mit der finsteren Miene des Ergründers den Erscheinungen des Lebens gegenüber stehen, man kann auch lachend erkennen. Oft da sogar am besten!

München, im Mai 1916
Franz Carl Endres

Von Frauen im Allgemeinen

Als wir jung waren, wir Männer, da kannten wir das Weib. Damals, als wir Studenten und Fähnriche waren! Da hatten wir ein Verhältnis mit einem Ladenmädel und eine Verehrung für eine Tanzkränzchen-Dame, und infolgedessen eine geradezu erschütternde Erfahrung.

Später, als wir wirklich etwas wußten, wurden die Klügeren bescheiden und sagten sich, daß wir nichts, außer uns selbst, wirklich kennen, daß jedes andere Wesen uns fortgesetzt eines der sieben Siegel unter die Nase hält, mit denen es uns ewig verschlossen ist und bleibt.

Den ganz Klugen unter uns war es dann gar nicht darum zu tun, zu erkennen, sondern darum, sich zu freuen.

Und die von den ganz Klugen, die mit der Fähigkeit zur Freude alt geworden und gestorben sind — das waren glückliche Menschen. Nicht absolut glücklich. Das gibt es nicht, ebenso wie es nicht absolut kalt oder warm gibt. Aber in der Differenz von glücklichen und unglücklichen Zuständen des Inneren blieb ein Restchen Glück — und das stammt aus dem Talent zur Freude, aus dem Humor, der von den Menschen so oft und so grundfalsch mit Witz verwechselt wird, mit dem er gar nichts zu tun hat oder nur so viel, als eine Gefühlssache mit einer Verstandessache eben zu tun haben kann.

Kann einer ohne ein Quentchen Talent zur Freude über Frauen schreiben? Ich glaube nicht. Alle innerlich freudearmen Menschen haben die Frau nicht verstanden, falsch beurteilt oder unverschämt zerrissen mit ihren misogynen Raffzähnen.

Wenn Schopenhauer — der seine Wut gegen die Fraue n aus verschiedentlichen Körben oder weiß Gott woher holte — über die Frauen in stärkster Weise schimpft, so muß jeder, wenn er den Philosophen sonst auch liebt, zu dem Gedanken kommen: armer Schopenhauer, bei den Frauen hast du kein Glück gehabt. Und wenn Strindberg die Frauen mit unbarmherzigem Haß verfolgt und sie mit kräftiger Faust in die Tiefe triebhafter Regionen schleudert, so spricht aus ihm sein zerrüttetes Glück, das ihn im namenlosen Schmerz so haltlose Verallgemeinerungen schreiben ließ. Beide, wie auch der dritte große Frauenverächter, Nietzsche, haben keinen Funken von Humor.

Die Frauen erscheinen mir wie ein Wald. Es antwortet so, wie man ruft.

Unsere Mutter ist eine Frau; der Traum unserer Jugend ist eine Frau; der Genosse des Lebensalltages ist eine Frau. Glücklich der, der sein sterbendes Haupt an der Brust einer Frau bergen darf.

Darum sage ich, im bewußten Gegensatz zum berühmten Peitschensatz Nietzsches: „Und wenn du zum Weibe gehst, vergiß der Liebe nicht."

Wer Frauenliebe nicht kennt, ist ein armer Schlucker, und ist er gleich der oberste Übermensch, wer Frauenliebe nicht braucht, ist ein bedauernswerter Kranker, wer aber der Frauenliebe spottet, verdient den Strick.

Die Frau ist stärker in ihrem Haß und stärker in ihrer Liebe als der Mann, denn das sind Funktionen ihres Berufes. Der Mann ist stärker in der nüchternen Überlegung, denn das ist eine Funktion seines Berufes. So sieht es oft aus, als ob die Frau unharmonischer wäre als der Mann. Denn ein altes hebräisches Sprichwort sagt: „Liebe geht über die Linie und Haß geht über die Linie." Der Mann dagegen sieht oft gefühllos aus, weil er vor lauter Logik verknöchert und unnatürlich wird.

Gebt der Frau Aufgaben, die im Gebiete der Empfindung, dem Manne solche, die im Gebiete der Überlegung zu lösen sind, und versuche kein Geschlecht das andere in dessen Reich zu übertreffen, wohl aber mit Liebe zu verstehen, dann haben Schopenhauer, Nietzsche, Strindberg und alle Frauenfeinde, wie auch all' die Frauen, die — halbe Männer — mit kratzenden Fingern über uns Männer herfallen und uns schlecht machen — vermutlich weil sie unsere Liebe nicht kennen — nichts mehr zu sagen.

Konkurrenz der Geschlechter — welcher Blödsinn!

∴

Verstehen des eigenen Geschlechtes ist in Summa vielleicht ebenso schwer, wie Verstehen des fremden. Es ist leichter insofern, als keine Naturverschiedenheiten mit unzureichenden Mitteln der Erkenntnis erkannt werden sollen, aber es ist schwerer, weil Neid, Mißgunst, Furcht und alle Faktoren der Konkurrenz das Urteil trüben und weil die Überzeugung, in einer Sache Fachmann zu sein, oft dem weiteren Fortschreiten in der Erkenntnis schädlich ist.

Darum, schöne Leserinnen, ist es für euch doppelt schwer in diesem Buche. Ein Mann schildert euch Frauen. Die Schwierig-

keiten, die er überwinden mußte, eure Schwestern zu verstehen, habt ihr wieder im selben Maße, um ihn zu verstehen. Aber vielleicht läßt sich der Verfasser ausschalten, insofern, als ihr euren orientalischen Schwestern mitempfindend die Hände reicht über den Verfasser hinüber und unabhängig von seinen Reflexionen.

Ihr macht gerne Gedankensprünge und seid lachend am Ziele einer logischen Strickleiter, während der Mann noch im Schweiße seines Angesichtes klimmt.

Das wird euch in diesem Buche zugute kommen.

Und man sagt, ihr habt den Spiegel gern. Offenbar doch nur deshalb, weil ihr gerne etwas Hübsches seht. Schaut einmal in mein Buch hinein, vielleicht seht ihr da ein Stückchen von euch selbst auf einem Spiegelscherben, der da und dort auf den Seiten blinkt.

∴

Und nun scheltet mir nicht mein Buch. An euch habe ich gelernt, die Frauen einer fremden Welt zu beurteilen. Ihr seid meine Lehrer gewesen. Und mag der Schüler auch töricht gewesen sein, wenn er durchfällt, so hängt doch ein Weniges am Lehrer . . . also laßt mich das Examen bestehen. Soll ich euch vor der Prüfung noch bestechen? Gut denn: Ich habe euch wirklich gern.

Liebe

Ein Kapitel loser Gedanken

Wo die Liebe erwacht, stirbt das Ich,
der dunkle Despot.
(Aus dem Persischen des Rûmi,
1207—1275 n. Chr. G.)

O du Zauberland der Liebe, mit den Sternenaugen deiner Frauen! Mit den weichen Vollmondnächten deiner Sommer! Mit den verschwiegenen, dunkeln Laubgehegen deiner Gärten! Du Land der Märchen, der Lieder! Du Land der Erfüllungen kaum geahnter Sehnsucht!

Du Land der Frauen, der Liebe, des ewigen Sinnenrausches.

Aus den Höhlungen deiner Grabsteine trinken bunte Singvögel das Wasser des Taues und zwitschern Leben und Liebe über deinen Toten! Aus den Zweigen schlanker, tiefdunkler Zypressen schmettern sie die süßen Töne in den Abend.

Und an den Stamm der Bäume gelehnt warten schöne Frauen auf den Geliebten, heiße Küsse und zarte Worte huschen durch den Dämmer des Friedhofes — der den Liebenden seinen Frieden schenkt. Da lauschen die Toten und ihre Seelen ziehen aus den Gräbern wie Abendnebel und lagern auf dem Grase, wie eine feine dunstige Wolke ... die Seelen der Toten segnen die Lebenden und verhüllen die Liebenden vor den Blicken der Welt.

∴

So durftest du singen im alten Arabien, und auch nach des Propheten Tode, als in den Gärten von Damaskus schöne Frauen saßen, denen zu Füßen Dichter ihre Leier stimmten. Goethe hätte seinen Torquato Tasso auch in Damaskus zur Zeit des Khalifats lieben lassen können. Vielleicht wären seine Frauen weniger zurückhaltend-hoheitsvoll, aber sicher ebenso schön und ebenso gebildet gewesen. Schönheit und Bildung waren in den glücklichen Zeiten des ersten islamitischen Jahrhunderts keine Gegensätze und die Liebe herrschte über der Gartenstadt.

Verklungen und versunken wie holde deutsche Minne, die dem geliebten Ritter den Turnierkranz auf den Scheitel legte! Vergangen und vergessen im Strom der Zeit sind all die verliebten Lieder voll fröhlicher Freude an der Sonne und am Leben, wie Walthers Lieder auch bei uns vergessen sind, trotz der Bemühungen, sie wieder zu erwecken. Verpönt und verachtet ist die Freiheit des Gefühls durch eine orthodoxe strenge Richtung islamitischer Glaubens- und Lebenslehre, die die Äußerungen des Lebens einschränkte und damit schließlich auch das Gefühl für das Schöne abstumpfte, für das Schöne der Liebe, ebenso wie bei uns mit der „Ertötung des Fleisches" so viel naives, fröhliches Leben ertötet wurde. Wozu klagen? Wozu forschen, wo in diesen Dingen das Richtige liegt?

Heute herrscht der Alltag in den Hallen alter Pracht. Und da die raffinierten Täuschungen über die allgemeine Erwerbsstimmung, die in Europa tatsächlich fast zu täuschen vermögen, im Orient nur sehr schwach auftreten, so ist eine Wolke von Melancholie über die Welt des islamitischen Lebens gelegt, der kein Orientale entgeht, die jedem auffallen muß, der seelisch mit Orientalen in Verbindung tritt.

Freilich vermögen das nicht viel Fremde, denn es erfordert ein vollendetes Aufgehen in orientalischer Mentalität und das ist nur wenigen gegeben.

∴

Das Gesetz der Liebe ist gleich in allen Zonen der Erde. Liebe ist Liebe. Wir täuschen uns, wenn wir Rassenverschiedenheiten konstruieren im Gebiete des Wesens der Liebe. Das mag sein, daß wir Verschiedenheiten in den äußerlichsten Äußerungen jenes größten Gefühles — jenes Einheitsgefühles aller Lebendigen — finden, sofern wir so trocken wissenschaftlich sind, diese Äußerungen untersuchen zu wollen. Nehmen wir aber in fremde Länder unser Herz mit, so machen wir in den ernsten Geschäften mit Männern ebenso schlechte Erfahrungen, wie gute in den heiteren Geschäften mit Frauen. — Eines schickt sich nicht für alle!

∴

Das Freundlichste an uns sind unsere Illusionen. Darum liegt Sonnenschein auf unserer Jugend. Später ersetzen wir die Illusionen durch Ideen und machen allein dadurch den Alltag erträglich, daß wir ein Stückchen Sonnenschein der Jugend hinüberstehlen in das erkennen wollende, aber über die Ideen doch nicht hinauskommende Alter. Da wir nie sehen können, was ist, laßt uns mit innerer Freude schauen, was uns schön erscheint. Aber nur bei Frauen — nicht in der Politik — von der wir in diesem Buche mit keinem Worte reden wollen. Die Illusion, die uns die Frau des Orients vermittelt, ist groß und liebreizend — wehe dem, der nach Wirklichkeiten forscht. Der Narr! Schließlich findet er — sich selbst und ... ist ent-

täuscht. Warum will er auch über das Subjektive hinaus, wenn er doch nun einmal von der Natur keine objektiven Flügel bekommen hat.

∴

Nur die Türkin ist verschleiert[1]. Alle anderen Frauen des türkischen Orients zeigen ihr Antlitz frei. Aber die Türkin ist darum nicht benachteiligt. Der Schleier, der von einer unserer Nonnenhaube ähnlichen Kopfbedeckung über das Gesicht herunterfällt, richtet sich in dem Maße seiner Durchsichtigkeit nach der Schönheit seiner Trägerin. Altes Gesetz: das Verhüllende soll in raffiniertester Weise reizen, indem es ahnen, vermuten, hoffen läßt und soll das Entzücken ins Unendliche steigern, indem es als Symbol eines letzten, wenn auch nur schwachen Abwehrens wirkt. Je hübscher die Türkin, desto wirksamer ihr Schleier als Werkzeug der Koketterie.

Und hast du Glück, Eleve orientalischer Liebe, dann heben zarte Händchen den Schleier hoch und ein liebes Gesichtchen mit großen langbewimperten Augen, roten, vielversprechenden Lippen und weichen Grübchen in den Wangen lächelt dich an: rätselhaft, verlangend, halb neugierig und halb erschreckt. — Aber still und abgelegen muß das Sträßchen sein. Denn die Polizei wacht über türkischem Frauenanstand und Nachbars heuchlerische Tugend wacht dazu.

∴

Nehmen wir an, das, was ich jetzt erzähle, ist schon lange her. — Schon sehr lange.

Ein Fremder hatte den suchenden Augen einer türkischen

[1] Wir sprechen davon später noch ausführlich.

Dame gefallen und sie hatte vermutlich einen ganz, ganz dünnen Schleier. Bald liebten sie sich und trafen sich, wenn die Schatten länger wurden, unter den Zypressen eines Friedhofes in Stambul. Heißer wurde ihre Liebe, stürmischer das Verlangen ihrer Herzen. Und sie kam zu ihm. Eine europäische Freundin lieh ihr europäische Tracht. Sie wechselte im Hause der Freundin ihre Gewandung.

Vorher und nachher!

Das waren Wochen voll Glück.

Dann wurde sie entdeckt oder verraten. Und als sie eines Abends sein Haus verließ, flogen Steine nach ihr. Eine Schar von Keuschen oder Gläubigen oder Neidischen — Männer und Frauen — warfen Steine nach ihr, mehr und mehr. Und trafen das reizende, liebestrunkene Körperchen mit den rohen Werkzeugen ihrer sittlichen Empörung. Sie trafen es zu Tode und trugen die Leiche fort. Der Fremde aber mußte die Stadt verlassen, um gleichem Schicksale zu entgehen.

Da war ein kleines Liedchen orientalischer Liebe mit Wehklagen und Tränen zu Ende gesungen.

∴

Am Nachmittage des Freitags, des türkischen Sonntages, ist bei schönem Wetter fröhliches Treiben an den süßen Wassern von Asien, die bei Anatolu Hissar in den blauen Bosporus fließen.

Da wandeln Frauen und Kinder auf den Wegen neben dem Flusse oder fahren in Sandals und Kaiks, türkischen Booten, auf dem Wasser.

Viel schleierlose, hübsche Gesichter magst du dort sehen.

Sei klug und nimm dir einen Kaik, den ein alter vertrauens-

würdiger Kaikdji rudert und handle heute ausnahmsweise nicht mit dem Preise. So wird er einen großen Djelebi (Herren) in dir vermuten und dir das verzeihen, was du vorhast.

Dann suche dir aus, was dir gefällt, und laß dein Boot in ihrer Nähe gleiten.

Und eure Augen mögen dann sprechen. Denn euer Mund muß stumm sein.

Da sagen die Augen der schönen Frau:

„Wie bist du kühn! Was fällt dir ein?"

Und deine Augen antworten:

„Wir sind nicht kühn, nur berauscht von deiner Schönheit."

Und wieder sprechen die Augen der Dame:

„Bin ich schön? — Ach ja! und jung! Und das Leben ist so kurz. Sieh, wie die Sonne auf dem grünen Wasser liegt und wie die Blumen aus den Gärten sich im Wasser spiegeln!

Du hast freundliche Augen! Ist es in deiner Heimat auch so schön! Oh, wer doch Flügel hätte!"

„Ich flöge . . . !"

„Mit mir," jubeln deine Augen.

„Mit dir, ins Land der Liebe! Willst du, willst du? . . ."

Soll ich dir, lieber Leser, weiter erzählen, was sich die Augen sagen? Oh nein, ich schwätze nicht aus der Schule.

Ich sage dir nichts von nächtlich düsteren Hainen, von Hütten, deren Türen unsichtbare Hände öffnen, von Armen, an deren zarten Gelenken goldene Reifen klirren, von Lippen, die deine Seele trinken, und nichts von kleinen Zähnchen, die dich morden wollen.

Liebe ist Liebe und das Auge ist ihr Prophet.

∴

Im Orient wird vielfach behauptet, ein türkisches Mädchen dürfe deshalb nicht schreiben lernen, damit es nie in die Versuchung falle, Liebesbriefe zu schreiben. Tatsächlich ist die Unbildung der Frauen fast noch größer als die der Männer, von denen etwa neunzig Prozent Analphabeten sind, und wenn die Kunst der Liebe von der Bildung abhängen würde, dann wäre der Orient ein liebearmes, trauriges Land.

Aber da man mit dem Herzen liebt und nicht mit dem Verstande und da selbst ein hoher Grad rein intellektueller Unbildung sich mit einem gleich hohen Grade von Phantasie oder Empfindung verbinden kann, da zudem das sonnige Klima und die ganze Einstellung der Lebensführung der Liebesbetätigung außerordentlich vorteilhaft sind, so ist, wenn wir das Gesamtleben mit einer chemischen Mischung vergleichen, diese im Orient in bezug auf Erotik viel höher prozentig als bei uns.

Man ist auch viel naiver, trotz höchst entwickelten Raffinements. Liebe ist keine Schande und nichts Entehrendes. Dabei ist namentlich in türkischen Verhältnissen die Ehe meist auf rein sexueller Basis aufgebaut. Es wird früh geheiratet und in der Ehe selbst der Liebe außerordentlich stark gehuldigt.

Die türkische Frau ist nun zwar im Harem sehr bewacht und in ihrem Auftreten außerhalb des Harems sehr beengt. Sie fährt in eigenen Abteilungen auf den Dampfern, in Eisenbahnen und Trambahnen, sie kauft in Geschäften ein, ohne daß ein Mann es wagen könnte, dicht neben ihr einzukaufen. — Lebensmittel kauft übrigens fast nur der Mann ein, was auf den Europäer sehr komisch wirkt.

Und dennoch, welche Sitte, welches Gesetz könnten nicht überschritten werden? Und welches Hindernis wäre groß genug, um von der Liebe nicht überwunden zu werden?

Wie stellt es nun die türkische Frau an, wenn sie ein süßes Schäferstündchen mit einem Mann durchleben will, der nicht ihr eigener ist? Das ist gar nicht so schwierig. Freilich, wenn der Eindringling in den geheiligten Räumen des Harems erwischt wird, kann es ihm so schlecht gehen, daß er die physische Fähigkeit zu Wiederholungen ähnlicher Abenteuer verliert. Aber welcher Seladon würde fragen ... ob er erwischt wird!

Die kluge türkische Frau verwendet gerade die Unbetretbarkeit des Harems — also eine ihrer größten Fesseln — als einen Weg zur Freiheit, wenigstens in der Liebe.

Es ist im Orient nicht wie bei uns Sitte, den Straßenschmutz in die Zimmer zu bringen. Der Besuch zieht seine Stiefel oder Stiefelchen aus und läßt sie vor dem Eingang, sei es zum Haremlik (Frauenwohnung), sei es zum Selamlik (Herrenwohnung) stehen. Findet der Ehemann solche Frauenschuhchen vor der Türe des Haremliks, so bedeutet das: Es ist Frauenbesuch da. Und da darf er den eigenen Harem nicht betreten.

Unsere kluge Türkin läßt den Geliebten rasch, ohne daß es jemand sieht, ins Haus herein, vertraute Dienerinnen hat jede Frau, stellt dann einige Paar Schuhchen säuberlich vor die Türe und ist nun besser als durch hundert Riegel vor dem Besuch ihres Mannes geschützt.

Bleibt nur noch die Schwierigkeit, den Freund wieder ebenso geheim aus dem Hause zu lassen. Da wir aber hier keine orientalische ars amandi zu schreiben beabsichtigen, wollen wir nur verraten, daß es auch dafür Mittel und Wege, oft die der Verkleidung in Frauengewänder gibt, ohne uns auf nähere Einzelheiten einzulassen.

∴

Willst du, schöne Leserin, noch einen Streich kennen lernen, den die arme und doch so kluge Orientalin ihrem Gatten spielt und in dem auch, wie in dem soeben erzählten, die stärkste Kette sie zur Freiheit führt?

Komm nach Bagdad mit, wo die Träume von tausend Jahren in den Gärten schweben, wo die Nächte erzählen von den Zeiten, als noch Harun al Raschid, der mächtige, aber keineswegs so sanfte Herr, wie deutsche Märchenfreunde ihn sich zeichnen, auf den Straßen in Verkleidung huschte — sagen wir, um sein Volk kennen zu lernen. Zum mindesten sein weibliches Volk!

Da tragen die Frauen Schleier aus geflochtenem Pferdehaar. Kein Strahl des sehnsüchtigen Auges wird dem fremden Manne sichtbar. Ein Erkennen ist unmöglich. Da ist die Frau endgültig geschützt! Triumph des Mannes! Oh nein! Überall auf Erden siegt im Kampfe der Liebe die Frau. Denn in der Liebe hat jede Frau Geist, wie Balzac einmal sehr richtig schrieb. Und jede Frau ist ihrem Manne nur so lange treu, als sie ihn liebt. Da hilft kein Harem noch Schleier, keine Kirche und kein Tugendgürtel. Nur Liebe kann Liebe schützen, nur Freiwilligkeit gibt Treue.

Da man nun in Bagdad nur den Schleier sieht, leiht sich die Frau den Schleier ihrer Freundin, tauscht für ein paar Stunden vielleicht den ihrigen für gleichen Liebesdienst ein und — nun ist sie nicht Suleima, die Gattin Mehmed Efendis, sondern Fatme Ahmet, Efendis Witwe. Die Gewandung ist ohnedies die gleiche, wenn die beiden Damen nur in gleicher Farbe gehen.

Und wenn sie dann in dunklen Gäßchen mit dem Geliebten wandert, oder gar in sein Haus schlüpft, und sei es vor den

Augen ihres Mannes ... Der Unglückliche sieht nur den Schleier einer andern und wird nie auf den Gedanken kommen, daß das seine eigene Frau ist, die er doch so schlau mit einem Schleier versehen hat, der sie der Welt entzieht und den er doch in Farbe, Größe und Muster des Flechtwerkes ganz genau kennt.

O über die Schlauheit der Männer! Wären doch Frauen Diplomaten! Ich glaube, es hätte keinen Weltkrieg gegeben!

∴

Liebespaare im eigentlichen Sinne, daß heißt solche, die sich vor der Welt lieben dürfen, gibt es im ganzen muhammedanischen Orient nur bei den Beduinen. Hier ist im Gegensatz zu sonstigem muhammedanischen Gebrauch, der die Geschlechter streng voneinander trennt, oder doch wenigstens den ernsthaftesten Versuch dazu macht, der freie Verkehr der Geschlechter gestattet. Mann und Mädchen lernen sich kennen und lieben sich, bis sie sich heiraten können, was dann lediglich eine finanzielle Frage ist.

Der Beduine ist mit der Geliebten ritterlich, die Frau läßt er für sich arbeiten, belohnt sie aber auch durch ein meist sehr galantes Benehmen. Seiner poetischen Veranlagung entsprechend verabschiedet er sich von ihr vor jedem Ritt, id est Raubzug, mit den Worten: „Ich gehe in den Kampf und Tod für deine Augen.“ Manchmal mag er auch die Strophe aus einem berühmten Beduinenliede singen:

„Blutig will ich meine Lanze färben,
Für das Auge meines Mädchens will ich sterben.“

Wir werden auf die Hochzeitsgebräuche der Beduinen noch in einem späteren Kapitel zurückkommen.

Natürlich kennen Griechen und Levantiner, wohl auch Juden das Liebesverhältnis. Namentlich junge türkische Offiziere und Beamte haben in der Regel ein kleines Verhältnis mit einer Levantinerin, Griechin oder Jüdin, bevor sie in das ungewisse Land der Ehe einziehen.

Von diesen Mädchen ist die Jüdin weitaus die Beste. Sie ist sogar treu — was unter den Verhältnissen des Orients viel sagen will. Und sie ist schön, so daß sie den wildesten deutschen Antisemiten heilen würde — vorausgesetzt, daß sie ihn möchte.

Die Griechin ist schon wankelmütiger und wenig wahrhaftig. Die Levantinerin aber macht aus der Liebe ein Geschäft, wie aus allem.

Der Türke findet da im allgemeinen nichts daran auszusetzen. Ihm ist es bei diesen Verhältnissen um Neigung, geistige oder gemütliche Gemeinschaft, gar nicht zu tun. Er ist durchaus eindeutig in seinen Zielen und freut sich des Körpers ohne jede höhere Anforderung.

Manchmal entstehen Ehen aus solchem Liebesleben, aber selten.

Der Türke lernt die Künste der Liebe in solchen Verbindungen für seine Ehe, die Türkin lernt diese Künste in der Ehe — manchmal für eine (stets nach der Ehe kommende) Liebe. So ganz anders ist es ja bei uns auch nicht. Verzeihung! Sämtliche Leser und Leserinnen, hoffentlich sind es einige Millionen, sind natürlich ausgenommen.

∴

Ich fragte einmal eine schöne junge Araberin, selbstverständlich nur, weil ich für dieses Buch Studien machte, was die Liebe sei. Ich gebe meinem verehrten Herrn Kritiker zu, daß

das eine blödsinnige Frage war. Und das liebe Kind antwortete mir: „Liebe ist die selige Gewißheit nach einer bangen Ahnung."

∴

Eine Legende lebt in Syrien, und die Erzähler schaudern, wenn sie davon berichten. Als habe die durch das Christentum entthronte Astarte noch in den wilden Küstenbergen von Nordsyrien eine letzte Zuflucht gesucht, so mag uns dies erscheinen. Dort leben die Nosairier. Sie sind im Liebesalltag einfach, dürfen vier Frauen nehmen, die sie kaufen (können sich aber nicht scheiden lassen). Doch ein Fest sollen sie feiern, das die geschlechtliche Vermischung als Kulthandlung zum Inhalt hat. In einem unterirdischen Raum versammeln sie sich und beten. Dann werden alle Lichter gelöscht und Astarte blickt auf ihre letzten Anhänger.

So erzählt man in Syrien. Da man aber im Orient im Erzählen viel stärker ist als bei uns, und das will viel heißen, kann ich mich für die Tatsache nicht verbürgen. Selbst wenn es nicht wahr ist, so erscheint mir doch die Legende allein schon eine interessante Erinnerung an die phönizische Zeit zu sein. Die Tatsache, daß die Sitte vielleicht schon längst nicht mehr besteht, aber als Legende lebt und den Muhammedaner heute noch beschäftigt, wäre nicht schwierig zu erklären. Einmal interessiert sich der Orientale für alle sexuellen Fragen ganz ungemein und sein sexuelles Wörterbuch und Witzebuch ist dicker als der Thesaurus linguæ latinæ — und dann ist ihm Gemeinsamkeit in der Liebesbetätigung etwas derartig Rätselhaftes, daß er deshalb schon eine solche Tatsache, wie eine Astarteorgie jahrhundertelang in der Erzählung behält.

∴

Wer kennt nicht Heines, von Rubinstein so charakteristisch in Musik gesetztes Lied:

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft."

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm sind jene Usra,
Welche sterben, wenn sie lieben."

Nur ein Weiberfeind konnte bei der Erklärung dieser reizenden Kleinigkeit auf den Gedanken kommen, daß Usra in irgendeinem arabischen Dialekt „Esel" heiße und Heine, der Spötter, sich in seinem Gedichte nur lustig mache über diejenigen, die aus Liebe sterben können. Das ist eine falsche Auslegung. Ich behaupte ja nicht, daß Heine zu solchem Spott unfähig gewesen wäre. Jedenfalls war er selbst Frauen gegenüber öfters ein Usra, wobei das Wort in beiden Deutungen auf ihn anwendbar erscheint. Tatsächlich gibt es in Südarabien einen Stamm, der Usra heißt, und wenn ich meinem Gewährsmann glauben darf, und ich tue das, da er ein anerkannter Forscher ist, so besteht wirklich bei den Usra eine, übrigens in Arabien auch sonst zu findende, idealere Art der Liebe als allgemein im Orient. Es ist durchaus denkbar, daß ein Usra, nicht nur einer Sultans-

tochter zu Liebe, sondern auch „a so“ wie wir in München sagen, aus chronischem Nichterhörtwerden stirbt, was ich bei einem Türken für ausgeschlossen halten möchte.

∴

Einen Beweis für die ideelle Liebeskraft der Araber bringt Friedrich Rückert in seinen Übersetzungen orientalischer Literatur. Die betreffende Stelle, benannt „Die Verse in der Wüste“, können wir hier wörtlich anfügen: Alasmai erzählt: Als ich in der Wüste reiste, kam ich an einem Stein vorbei, auf welchem dieser Vers geschrieben stand:

„Um Gotteswillen, Liebeskund'ge, sagt mir an:
Wenn einen Mann die Liebe heimsucht, was er tut?“

Da schrieb ich darunter:

„Er fügt sich dem Verlangen, unterwirft sein Herz
Demütig und hält sein Geheimnis streng in Hut.“

Am anderen Tag kam ich wieder dahin, und stand darunter dieser Vers geschrieben:

„Wie soll ein Mann mit Schweigen dem sich fügen, was
Ihn töten will, und täglich füllt sein Herz mit Blut?“

Da schrieb ich darunter:

„Und wenn zu dulden schweigend ihm die Kraft gebricht,
So kommt ihm auf der Welt nichts als der Tod zu gut.“

Am dritten Tage kam ich wieder dahin und fand einen Jüngling am Steine tot hingestreckt, und darunter waren die Verse geschrieben:

„Wir hörten und gehorchten und wir starben. Bringt
Dort meinen Gruß hin, wo ich nie fand holden Mut.
Bekomme wohl den Glücklichen des Glücks Genuß,
Und den Verliebten ihr Verschmachten in der Glut!“

∴

Lassen wir alle Muhammedanerinnen beiseite. Wir finden in Pera und den nördlichen Vorstädten ohnedies nur ganz selten eine „chanum“, dagegen tausend „madamas“, das sind Frauen aller Nationen Europas, Frauen der Welt, Frauen der Halbwelt und Frauen des Volkes.

Wir können sie mit Abzug weniger „Tugendhafter“ in drei Klassen einteilen: in solche, die suchen, weil sie noch nichts haben; in solche, die suchen, trotzdem sie was haben, und endlich in solche, die momentan nicht suchen, weil sie momentan was haben. Unter „was“ verstehe ich die Liebe eines Mannes.

Pera usw. besteht aus wenigen unsichtbaren Ehen und aus tausend sichtbaren Verhältnissen. Ich habe einmal zwei „Mäuschen“ gesehen, die sich am Freiheitsdenkmal mit anerkennenswerter Kraftanstrengung um ihren Kavalier prügelten, der sie in unglaublicher Zerstreutheit beide zu gleicher Stunde bestellte. Oh, es erging ihm schlecht! Er war nämlich nicht nur zerstreut, sondern dumm und mischte sich in die Debatte — um diesen zarten Ausdruck zu verwenden. Da packte beide die gleiche Wut in gleicher Richtung! Plötzlich verbündet, schlugen sie mit allem, was sie in den Händen hatten, auf den Tölpel ein. Dann gingen sie Arm in Arm von dannen. Gemeinsamer Haß ist, nicht nur bei Frauen, oft das stärkste Bündnis.

Man merke sich in ähnlichen Fällen den orientalischen Spruch:

„Wo du streiten siehst zwei Drachen,
Tritt als Mittler nicht dazwischen;
Denn sie möchten Frieden machen
Und dich selbst beim Kopf erwischen.“

∴

Auch die Damen der besseren levantinischen Gesellschaft wissen, was Liebe ist. Für das Getändel der Engländerin sind sie zu heiß, für deutsche Tragödien haben sie gar keinen Sinn und für französische endlos hinausgezogene pourparlers sprechen sie, glaube ich, zu schlecht französisch. Sie gehen mit erstaunlicher Skrupellosigkeit in medias res. Natürlich lieben sie französisch. Ich meine die Sprache, in der sie ihren Gefühlen Ausdruck geben, ist französisch. Sie sprechen französisch laut und schnell. Im übrigen ziemlich grauslich.

Zwei Levantinerinnen gehen auf der Straße und mauscheln ihr übliches Griechisch, eine entsetzliche Abart des immer noch etwas besser klingenden Athener-Griechisch. Kaum bist du in ihrer Nähe und suchst nicht gerade Regenwürmer — da plappern sie schon französisch. Und wenn du in einem levantinischen Salon dich befindest, dann solltest du es nicht für möglich halten, daß diese hübschen, rasend koketten Weibchen, je eine andere Sprache als Französisch gesprochen haben.

Ein levantinischer Salon! Vielleicht freut es meine schöne Leserin, einen schwachen Eindruck davon zu bekommen. Daß es auch unter den mit vollem Recht viel geschmähten Levantinerinnen edle Mädchen gibt, davon sei im Folgenden ein bescheidener Beweis erbracht.

∴

Ein levantinischer Salon kann nur im Kapitel Liebe behandelt werden. Die Levantinerin hat nur drei Gründe, dorthin zu kommen: um zu lügen, so recht von Herzen, daß die vergilbten Photographien an den Wänden aus ihren Rahmen springen, um zu prahlen, denn nichts freut die Levantinerin mehr, und um zu lieben, das heißt um mit spitzem Mündchen die hors

d'œuvres der Liebe zu verzehren, wie die belegten Brötchen. Das Abendessen kommt nach dem Tee.

Man erscheint oft im Frack, weil man bis zum Abendessen bleibt, die Damen ... aber ich erzähle lieber ein Erlebnis, und damit ich in diesem Buche nicht irgend jemand in Verdacht bringe oder gar selbst von den nachsichtigsten meiner schönen Leserinnen — Gott erhalte ihnen die Schönheit — als bedenklicher Levantinerinnenjäger bezeichnet werde, nenne ich den Erlebenden Hieronymus. Ein gewiß ebenso christlicher als harmloser Name.

Hieronymus ist also zum Tee bei einer alten reichen Levantinerin eingeladen, die zwei reizende Töchter hat. Töchter sind immer reizend, wenigstens in den Augen ihrer diesbezüglichen Mütter.

Hieronymus fährt, aufs sorgfältigste angezogen, in einer Droschke durch die Gebirge Peras. Nach vergeblichem Bemühen, die Adresse auch wirklich zu finden, — Namensschilder an den Straßenecken und Häusernummern sind nur ab und zu vorhanden — gelingt es. Hieronymus hält vor einem düsteren Hause. Er denkt sich, daß dieses Haus auch anderen Zwecken als denen des Aufenthalts solider Damen dienen könnte, wird aber sofort an die Solidität erinnert, als auf sein Klopfen mit dem eisernen Klopfer die Türe sich öffnet und eine rasend häßliche alte Armenierin ihm öffnet und ihm mit zahnlosem Mund etwas wie „les dames sont chez elles" entgegenhaucht. Hieronymus ist ein Mann, der in freien Stunden gerne Schönheit trinkt! Er leidet! Aber er steigt unsagbar winklige Treppen hinauf, überlegt, wie hier bei einem Brande die Leute wohl herunterkommen möchten und gibt, noch ganz in Gedanken an eine romantische Brandszene, seinen Mantel, Stock und Hut in die Arme der knicksenden Alten.

Der Vorraum ist klein. Aus einem Zimmer schallt Stimmengewirr.

In einer Ecke liegen alte Kleider, darüber ein Hut und — mein Gott — ein abgegessener Teller daneben. Hieronymus drückt einen Knödel, der ihm langsam in die Gurgel heraufsteigt, energisch wieder nach abwärts.

Die Türe öffnet sich. Erste Empfindung: Nebeldunst mit undeutlichen stehenden und sitzenden Gestalten und Duft. Ein ganz charakteristischer Duft, den Hieronymus noch riechen wird, wenn er im Krematorium liegt. Moschus, Mille Fleurs, gute Zigaretten und ... ein bißchen Menschen.

Die alte Levantinerin flattert auf ihn zu. Sie flattert, da ist gar nichts daran zu ändern. Sie ist entzückt, der ganze Salon wartet ausschließlich auf Hieronymus. Nun flattern die jungen Töchter. Hieronymus sieht in ein bildschönes Gesicht, in große braune feuchte Augen, und entzückend geschwungene Lippen sagen ihm etwas unsagbar Versprechendes, ein kleines heißes Händchen mit zwanzig Ringen legt sich in seine Hand. „Eugénie", stellt die Mutter vor. Die andere Tochter ist häßlich, hat ein kluges Gesicht, ist aber verwachsen und macht, trotzdem sie nicht übermäßig klein ist, den Eindruck eines bösen Zwerges. „Amélie", haucht die Mutter.

Hieronymus wird jeder einzelnen Dame vorgestellt. Der Redestrom ist nicht versiegt. Hieronymus küßt jeder Dame die Hand. „Die Lippen werden schon nachwachsen", denkt er bei der zwanzigsten. Die Herren stürzen mit verbindlichem Lächeln auf ihn zu und schütteln ihm die Hand. Endlich ist er durch. Eindrücke kann er erst sammeln, wo er eine Tasse Tee in der einen, ein Brötchen in der anderen Hand, am Ofen allein steht.

Erstaunlich viel schöne Frauen! Alle jungen Mädchen zart

und fast mager, alle Frauen üppig, viele nicht ohne Reiz dekolletiert. Viel Brillanten, vermutlich nicht alle echt. Fast nur Seide, manche ganz brüchig und alt, aber Spitzen darüber, armenische wundervolle Handarbeit. Typen? Ja, da kommt Hieronymus in Verlegenheit. Es ist viel Griechisches dabei, aber doch nicht die klaren Züge der Athenerin, manches Italienische, aber die Haut ist zu weiß, manches Jüdische und manches Armenische. Alles in einer durchaus glücklichen Mischung. Es sind fast nur Levantinerinnen da. Eine Französin fällt durch die geschmackvolle Einfachheit ihrer Toilette und ihre schmaleren Augen auf, eine Vollblutarmenierin durch ihr breiteres Gesicht und ihre starken Gelenke. Hieronymus kennt sich schon im Orient aus. Ein Fremder würde diese Unterschiede nie bemerkt haben. — Die Herren interessieren ihn gar nicht. Er schlängelt sich an Eugénie heran. Die Mutter sieht alles genau, obgleich sie eifrig auf ihre Nachbarin einspricht. Wenn er Gefallen an Eugénie fände? Man ist ja über ihn genau orientiert, man hat ihn ja erst nach gehöriger Auskunft über seine Vermögenslage eingeladen. Es wäre ganz zwecklos, wenn Eugénie mit einem Armen eine Liebelei anfinge. Aber so ist es ja gut. Man ist der Situation völlig gewachsen.

Wehe Hieronymus, wenn du Eugénie kompromittierst! Du wirst geheiratet! Verstehst du das?!

Hieronymus plaudert mit Eugénie. Sie ist fabelhaft schön. Sie hat ein Empirekleidchen an mit reichlichem Ausschnitt. Ihre Haut ist Alabaster, ihr Körperchen trotz seiner zarten Formen kaum vom Kostüm zu bändigen. Gieb Acht, Hieronymus! Das ist die Schneiderin!

Aber Hieronymus plaudert weiter. Ihre Augen sind Märchen. Ihr feines Näschen zittert ein wenig, wenn sie spricht,

ihre Öhrchen sind rot, ihre Lippen sind in Bewegung, scharfe weiße Zähnchen zeigen sich. Hieronymus denkt, daß es reizend sein muß, von diesen Zähnchen ein ganz klein wenig gebissen zu werden. Er merkt gar nicht, daß sie seine feinen Gedanken gar nicht versteht, daß sie aus dem Phrasenkasten ihrer kärglichen Erziehung das herausholt für ihn, was etwa unter der Überschrift „Vorbereitende Gespräche mit jungen Männern, die über 5000 Pfund Vermögen haben" darin enthalten ist.

Hieronymus merkt gar nichts, weil er besitzen möchte.

Man bittet ihn Klavier zu spielen. Eugénie unterstützt die allgemeine Bitte durch einen Blick ihrer Augen. Das genügt in dem Zustande, in dem Hieronymus sich befindet.

Das Klavier ist alt und verstimmt. Die Menge der Gäste füllt das große Zimmer aus und hemmt im Verein mit den sehr schönen Teppichen und den Polstermöbeln die Entfaltung des freien Tones. Hieronymus überflog, während er auf das Abflauen der Unterhaltung wartete, mit seinen Blicken die Einrichtung.

Es war eine seltsame Mischung von guten, alten Stücken mit jenen Massenerzeugnissen der achtziger Jahre, wie Wandteller mit unmöglichen Blumen, angemalten Gipsköpfen eines Beduinen und einer neapolitanischen Fischerin und anderen Dingen, die im Beschauer gastrische Störungen zu erwecken imstande sind.

Es dauerte sehr lange, bis die Gesellschaft schwieg. Die Levantinerin schweigt in Gesellschaft nie. Das scheint doch hier noch mehr als anderswo für unschicklich, dumm oder sonderbar zu gelten. Sie beantwortet ihre Fragen selbst. Erwidert ihr eine andere Dame, so spricht sie während der Erwiderung selbst etwas Neues. Da nun die andere das auch tut und jede das tut, so

kann in levantinischen Salons eigentlich nicht vom Geplätscher der Rede, sondern nur vom Orkan des Geschwätzes gesprochen werden.

Hieronymus spielte etwas sehr schwer Verständliches. Absichtlich, um die Wirkung zu beachten. Eugénie hatte sich wie eine Schülerin neben ihren Meister niedergelassen, um umzublättern. Ihre Kniee berührten leise die seinen und der Duft ihrer Haare verwirrte den guten Hieronymus.

Als er geendet hatte, erhob sich ein Gekreisch des Beifalls. Die Herren applaudierten und es ertönten wie in den Musikveranstaltungen in den Gärten von Pera die Rufe: „bis... bis.“

Eugénie behauptete, Hieronymus sei zu umarmen. Hieronymus nahm diesen Gedanken auf und bat darum, worauf Eugénie ihm zuflüsterte: „Aber doch hier nicht. Fahren wir morgen nach Therapia?...“

Die Mutter erzählte gerade eifrig ihrer Nachbarin von den Talenten ihrer Töchter, aber sie sah dabei doch, wie Hieronymus und Eugénie flüsterten.

Es flüsterten indes noch andere Paare.

Von der Musik des alten Vater Sebastian hatte Eugénie nichts verstanden, sie hatte die Hände des Hieronymus während des Spieles beobachtet und sich überlegt, ob diese wohl auch gelegentlich in langen tiefschwarzen Haaren so weich spielen würden.

Vor dem Ende des Tees sprach Hieronymus noch mit der häßlichen Amélie. Sie kannte Bach und liebte ihn, sie plauderte klug und verständlich über die Auffassung, die Hieronymus eigen war und setzte den doch jetzt Vergleiche mit Eugénies Phrasen Ziehenden in Erstaunen.

Offenherzig sprach er ihr dies Erstaunen über ihre Kenntnisse aus. Da sagte sie etwas rot werdend:

„Sehen Sie! Meine Mutter hat mich aufgegeben. Schon als ich ein kleines Kind war. Ich war und bin zu häßlich, um den sehnlichsten Wunsch meiner Mutter nach einflußreichen oder bloß reichen Schwiegersöhnen zu erfüllen."

„Aber ich bitte Sie," meinte Hieronymus, „der rechte Mann geht doch nicht nach ..."

„O ja," erwiderte Amélie rasch und lebhaft: „Er geht nach Schönheit. Und er hat recht damit. Für mich, die ich häßlich bin, ist die Musik das, was für meine schöne Schwester die Schönheit ist, Erfüllung des Lebens! Es kommt ja wohl bloß darauf an, etwas ganz zu sein. Auch um ganz schön zu sein, bedarf man seines ganzen Willens. Und sehen Sie hinüber, wie schön ist Eugénie! Ich bin so froh, daß ich alle Tage so viel Schönheit um mich habe."

Von den Tagen an interessierte sich Hieronymus auch für Amélie.

Wir können nun Wochen überspringen, Wochen voll heißer Liebe zwischen Hieronymus und Eugénie, Wochen geistigen Bekanntwerdens zwischen Hieronymus und Amélie. Aber die Mutter wachte. Und Hieronymus heiratete alle beide.

Das heißt: Eugénie wurde seine Frau und Amélie zog zu dem jungen Paar. Sie konnte sich nicht von Eugénie, Hieronymus nicht von ihr trennen.

Bösartige Freunde behaupteten, Hieronymus lebte nun ein geteiltes Leben: Tagsüber mit Amélie und nachts mit Eugénie.

Die Schönheit der türkischen Frau

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu.
Goethe

Wenn uns aus allen in der Türkei lebenden Rassen je eine, nach dem Geschmacke ihrer Rasse besonders schöne Frau, also eine dem Rassenschönheitsideal möglichst nahekommende Frau gezeigt würde, dann würde jeder von uns einer anderen die Palme des Schönheitssieges geben, id est: Jeder hat seinen Geschmack. Und das ist sehr gut so, denn wir Männer würden uns sonst alle wegen einer Frau die Köpfe einschlagen. Es ist ja schon sowieso nicht angenehm, wenn zwei unbedingt dieselbe haben wollen, wenn also ihr Geschmack sich unbedingt deckt.

Die Verschiedenheit des männlichen Gefühles für weibliche Schönheit ist eine weise Einrichtung der Natur, die im Zusammenhang mit der Tatsache, daß alles Weibliche, wenn es nicht abschreckend ist, auf irgendein Männliches wirkt, die Möglichkeit der Arterhaltung bedingt oder zum mindesten erleichtert.

Wenn J. J. Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst des Altertums von der Schönheit im allgemeinen sagt, sie sei „eines von den größten Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen und alle empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner

deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört" — so reiht der Gelehrte die Schönheit einfach und wohl auch ganz richtig in die Erscheinungen der Natur ein, über deren Wesen wir bestenfalls geschickt erdachte Hypothesen aufstellen können.

Dr. Heinrich Paschkis, dessen vorzüglichem Buche über „Kosmetik für Ärzte" ich diese Stelle aus Winckelmann entnehme, schreibt in der Einleitung seines Werkes: „Der Begriff des körperlich Schönen läßt sich mit Regeln nicht umgrenzen; er ist nicht geometrisch deutlich. Wäre er dies, so würde es keine Meinungsverschiedenheiten über die Schönheit geben. Die Begriffe sind schon bei verschiedenen Völkern und Rassen verschieden; die unsrigen dürften sich mit jenen des klassischen Altertums decken und mögen vielleicht tatsächlich richtiger als die anderer, nicht die gemäßigten Zonen bewohnender Rassen, sein. Übrigens spricht hierfür auch die Tatsache, daß mindestens bei der gelben Rasse nicht nur die Frauen für die schönsten gehalten werden, welche sich dem Schönheitsideal der weißen Rasse nähern, sondern auch, daß in deren Kunst das weibliche Ideal allmählich den Rassentypus verliert." [1]

Mir ist diese wissenschaftliche Erkenntnis einmal praktisch klar geworden, als ein mir bekannter Japaner, den ich auf seinen Geschmack prüfen wollte, mir auf der Straße ohne Ausnahme die Frauen als besonders schön bezeichnete, die auch mir besonders gefielen. Damit ist schließlich nichts weiter gesagt, als daß der Japaner und ich gleichen Geschmack hatten, und die Erfahrung wird noch geringer in ihrem wissenschaftlichen Wert, wenn ich gestehe, daß ich zarte Frauen von fast kleinem Wuchs mit schwarzen oder zum mindesten dunklen Haaren und schlankester Figur allen anderen weit vorziehe.

[1] Paschkis folgt hier Winckelmann.

Dieses Geständnis halte ich für jemanden, der über Schönheit schreibt, notwendig. Und damit, nämlich mit dieser Ehrlichkeit, ist eigentlich jede Abhandlung über Schönheit schon zu Ende. Warum halte ich eine Frau für schön? Nicht weil sie das und jenes, was dem Gesetz entspricht, an sich hat, sondern einzig und allein, weil sie mir gefällt. Jedes Gesetz, jeder Kanon zerschellt an dem subjektiven Gefühl des Gefallens oder Nichtgefallens. Eine ganze Welt von Kunstrichtern, Malern, Ärzten und Anthropologen ist nicht in der Lage mir zu beweisen, daß etwas schön ist, was mir nicht gefällt.

Vielleicht ist der Geschmack des Erwachsenen zum Teil ein Produkt der Erziehung und der Gewohnheit, und damit ein Teil des Rassengeschmacks, vielleicht aber auch dem Individuum als eine Empfindung angeboren und dadurch ein Teil des Rassengeschmacks. Darüber zu streiten ist, zum mindesten in diesem Buche, zwecklos.

Ich erinnere da an einen Bauernburschen, der eine in herrlicher Gewandung dekolletierte und umschwärmte Balldame sah und in den Ruf ausbrach: „Pfui Taifi, is die scheen!" Der Mann hatte ganz recht, wenn er so subjektives Mißfallen mit dem Versuch objektiver Anerkennung mischte.

Ich glaube, die Leser werden es also nicht vermissen, wenn ich die Aufstellung von Schönheitsregeln weglasse. Über gewisse Sachen sind wir uns ja alle einig: daß wir starkes Schielen, furchtbare X-Beine, Plattfüße oder Elephantiasis, Kahlköpfigkeit oder weit herausragende, rote Nasen und so Ähnliches nicht für schön halten, ist wohl klar.

Ein gewisses Behagen im Betrachter erzeugt ja zweifellos auch das Ebenmäßige, Normale, Gesunde, dann das Freundliche im Gesichtsausdruck. Also auch hier sind Wege zum ge-

meinsamen Urteil gegeben, aber sie führen alle lange nicht bis zum Ziel, sondern enden wie Holzwege mitten im Walde — von da an geht jeder für sich.

Vielleicht hat der Künstler einiges Anrecht, den guten Geschmack zu predigen. Der Maler und Bildhauer wie der Dichter. Auch das ist nicht unbedingt anzuerkennen, denn auch die Künstler sehen, und sie erst recht, in allererster Linie subjektiv, und manchen von ihnen ist das schön, was anderen und auch anderen Künstlern gar nicht schön vorkommt.

Wir werden zudem in der Türkei auf Maler und Bildhauer verzichten müssen, denn es gibt so gut wie keine türkische Bildniskunst. Die Religion verbietet die Darstellung Gottes und der Menschen. Dies Gebot ist bis vor kurzer Zeit streng beachtet worden.

Es bleiben uns also nur die Dichter übrig und wir werden in einem Abschnitt festzustellen versuchen, was ihnen am Weibe schön erschien.

Zunächst lassen wir die einzelnen Rassevertreterinnen an uns rasch vorüberziehen und fragen uns bei diesem Parademarsch der versammelten Grazien nur: Was fällt da auf? Wir werden damit mancher Feinheit verlustig gehen, denn es gibt auf der ganzen Welt Frauen, die man übersieht und die man monatelang kennen muß, um zu erkennen, wie schön sie sind. Andere wirken wie Plakate: Man sagt „Ah!" und ist entzückt, vorausgesetzt, daß der Eindruck nicht länger als einige Sekunden dauert. Hat man die Gelegenheit, sie tagelang zu studieren, dann sieht man mit Schrecken die nur auf die Ferne wirkende grobe Linie des Plakates.

Wieder andere wirken nur schweigend schön, oder nur ernst,

nur lächelnd oder mit tränenerfüllten Augen[1]. Manche nur in der Bewegung. Kurz, es gibt eine ganze Reihe von Schönheiten der Situation, die wir hier auch vernachlässigen müssen, obwohl das alles im Orient dieselbe Rolle spielt wie bei uns.

Ist nun die rein-körperliche Schönheit des Weibes vom Temperament fast, vom Intellekt ganz unabhängig, so spielen diese beiden in der Schönheit des Gesichtes, namentlich des Auges, eine ganz hervorragende Rolle, eine Rolle, die bei orientalischen Frauen auf den Geschmack eines europäisch „Angewöhnten" geradezu entscheidend ist.

Auch hier aber, in der Bewertung des Gesichtes als Faktor für das Urteil über den Gesamteindruck sind die Geschmacksrichtungen verschieden. Die europäische Frau wird in der Regel nach Gesicht, Hals, Armen, Händen, Schultern und Brustansatz beurteilt, die „Wilde" nach ihrem ganzen Körper! Daher ist das Gesicht der Europäerin für sie eine viel entscheidendere Sache als für die Wilde, die als schön oder als nichtschön mehr darnach beurteilt wird, wie ihr Körper als Ganzes erscheint. Die „Wilde" hat damit an sich größere Aussicht „künstlerisch" bewertet zu werden[2].

Beginnen wir gleich mit der renommiertesten Schönheit des Orient, mit der Cirkassierin oder Tscherkessin! Tscherkessinnen füllten die Harems der Sultane und Großen des Reiches. Cirkassische Sklavinnen erzielten wegen ihrer Schönheit die

[1] Schiller sagt in einem seiner Gedichte:
„Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehen."

[2] Auf den türkischen Sklavinnenmärkten wurden die Sklavinnen stets nackt verhandelt.

höchsten Preise. Eine schöne cirkassische Dienerin ist auch heute etwas, um das man im Orient beneidet werden kann.

Für den Türken gibt es nichts, was so den Begriff der Schönheit gewissermaßen mit sich trägt, als der Name Cirkassierin. Schneeweiß ist ihre Haut, das blasse Gesicht ist von tiefschwarzem Haar umrahmt, die Gestalt ist zart, schlank wie eine Gerte und biegsam, alles im Gesicht ist Ebenmaß. Die Augen groß und dunkel und von tiefem Glanz erfüllt. Vielleicht sind die Beine etwas zu kurz, das hindert aber nicht an reizender Bewegung. Freilich ist nicht jede Tscherkessin so schön, aber die Tatsache ihrer Beliebtheit spricht dafür, daß es viele schöne Mädchen gibt.

Der Türke sagt in einem am Ende etwas anmaßenden Sprichworte:

„Für Schönheit Cirkassier — für Reichtum Juden — für Handel Griechen und Armenier — für Wissenschaft Europäer — für Majestät Osmanen."

Nicht zu verwechseln ist die Cirkassierin mit einer anderen Bewohnerin des Kaukasus, mit der „Georgierin", die auch Grusinerin genannt wird. Sie ist im ganzen grobknochiger als die Tscherkessin, wenngleich keineswegs plump. Eine zweifellose Vermischung mit semitischem Blut hat die Schönheit der Gesichtszüge wohl noch gesteigert, ohne die gerade, griechische Nase irgendwie biegend beeinflussen zu können. Auch die Georgierin hat ein edles, von dunklem Haar umrahmtes Gesicht und einen besonders schönen, schmalen Mund. Das vielbesungene Auge konnte mir am wenigsten sagen, und ich freue mich, mit einem so bewährten Forscher, wie Albert Friedensthal[1] einer Meinung zu

[1] „Das Weib im Leben der Völker". Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin (1911).

sein. Friedensthal nennt die Georgierin mit Recht eine „indifferente oder apathische Schönheit". „Das Antlitz", so schreibt er, „verrät auch nicht eine Spur von Interesse für die Person, auf die das Auge gerichtet ist, oder für die Vorgänge in seiner Umgebung. Da hierzu noch kommt, daß derselbe Typ sich immerwährend wiederholt, so daß man beständig glaubt, derselben Person zu begegnen, möchte ich bezweifeln, daß jemals ein Frauenfreund aus dem Abendland an eine dieser vielbesungenen kaukasischen Schönheiten sein Herz verloren hat."

Bodenstedt hat in seinen Liedern Mirza-Schaffys die Schönheit der Georgierin fast als eine absolute Größe dargestellt. Es ist ja manchen anderen Bewunderern des Orients mit viel wichtigeren Dingen als mit einer Georgierin ebenso gegangen, und solche preisende und enthusiastische Reisende, die uns vom Orient Wunderdinge erzählt haben, sind daran schuld, daß wir über die Bedingtheiten des Orients so schlecht orientiert waren. Sie haben mit ihrem wie ein Rosengarten blühenden Optimismus dem deutschen Vaterlande keinen Gefallen getan. Doch wir wollen in diesem Buche von Frauen reden.

Die Georgierin ist auch als unbekümmerte Hausfrau, als Freundin träumerischen Nichtstuns und schönen Firlefanzes eine echte Orientalin.

Die Äußerung, daß kein abendländischer Frauenkenner je sein Herz an eine Georgierin verloren hat, möchte ich aber doch noch nicht unterschreiben, denn es gibt überall Ausnahmen — bei den Frauenkennern und auch bei den Georgierinnen. Und es ist ein vergebliches Bemühen, allen „verlorenen Herzen" nachzujagen, man käme dabei von Palästen in die Gassenschenken und aus den Gärten von Damaskus in die einsame Wüste und würde schließlich starr vor Staunen feststellen, daß

es verlorene Herzen gibt, wo niemand es für möglich gehalten hätte.

Die Araberin hat einen geistlichen Kodex für ihre Schönheit. Der lautet:

„Wählet zu eurer Gefährtin ein großes Weib, weder zu mager, noch zu fett, und die Knochen wohl mit Fleisch bedeckt.

Das schwarze Haar gleiche der Feder des männlichen Straußes; die Stirn sei hoch, die Augenbrauen buschig und gewölbt; die schwarzen Augen sollen sich wie die der Gazelle nach den Schläfen zu verlängern; die Nase sei fein und gerade, mit weiten Nüstern; die Wangen gleich Rosenbuketts; der Mund klein, wie ein Schmuck; die Zähne wie Perlen in Korallen gefaßt; die Lippen dünn und rot; der Hals weiß, lang, und kräftig am Ansatz; die Schultern breit; der Busen weit, die Brüste hart und wohlgetrennt.

Sie soll freundlich lächeln, weder ihren Gatten ärgern, noch seinen Nachbarn, soll eine kurze Zunge haben, leicht erröten, das Haus wohl hüten und muß Vernunft annehmen.

Wenn du solch ein Weib findest, wird sie dir den Kopf verdrehen. Verläßt sie dich, so wird es dein Tod sein."

Mit diesem Körper- und Seelenideal kann wohl auch der Europäer im ganzen zufrieden sein. Die arabischen Frauen scheinen mir dem mittelländischen Typus am nächsten zu kommen. Unter ihnen habe ich die schönsten Frauen des Orients getroffen. Die Augen sind groß, dunkel und von tiefer Glut. Hochgewölbt die feingeschwungenen Brauen. Zwischen ihnen und den Augen sieht man oft eine Falte, die durchaus schön wirkt. Die Nase ist gerade, schmal und fein. Der Mund ist edel geschnitten, und selbst dann, wenn er, was häufig vorkommt, etwas zu groß ist, doch keineswegs unschön wirkend. Auffallend ist

die große Regelmäßigkeit der Züge und das nach unten in feiner Bogenlinie schmäler werdende Oval des Gesichtes. Man kann entzückende Körper sehen, straff und wie aus Bronze gegossen.

Die syrische Araberin und die Bewohnerin der Städte haben helle Haut, während die Steppen- und Wüstenaraberin, also die Beduinin, wesentlich dunkler ist. Die Beduinin hat, wenn sie schön ist, eine herbe, ernste Schönheit und etwas Hoheitsvolles in der Figur. Ihr Temperament glüht in ihren Blicken, wie in denen der wenigen schönen Zigeunerinnen, die es gibt.

Flüchtig ist die Schönheit der Araberin und namentlich der Beduinin. Bald, sehr bald beginnt die furchtbare Sonne ihr austrocknendes und fältelndes Werk. Dazu kommt die ruhlose Arbeit, die von der Beduinin allein verrichtet wird. Mit fünfundzwanzig Jahren ist die Blüte der Jugend dahin, und wie die Dämmerung des Abends über der Wüste nur Minuten dauert und Tag und Nacht sich die Hände reichen, so geht arabische Jugend fast ohne Zwischenzeit in das Alter über. Dann ist alles vorbei: die Zeit neugieriger Erwartung und die Zeit heißer Erfüllung. Menschenlos, nur zeitlich noch enger zusammengepreßt als bei uns. Und vielleicht geht deshalb durch das Liebesleben dieser Orientalen der Zug von hastigem Genießen, der im lebhaftesten Gegensatz zu ihrer sonstigen Gleichgültigkeit gegen die rinnende Zeit steht. Vielleicht liegt deshalb in der wundersamen Schönheit schöner Beduininnen und schöner Syrierinnen, die ebenso rasch altern, ein Schatten Melancholie, der ihre Augen noch heißer, ihre Lippen noch dürstender macht. Vielleicht ist das Bewußtsein baldigen Endes der Liebe höchstes seelisches Raffinement. Denn der Gegensatz des Urgefühls, daß Liebe Ewigkeiten *will*, mit dem Bewußtsein, daß sie vergänglich sein *muß*, ist so erschütternd für den, der

ihn jemals erfaßt hat, daß er mit höchster Wirkung auf der Seele lastet. Und warum soll schließlich dies Leid der Seele, die Ewigkeiten sucht und den Tod in irgendeiner Form findet, nicht auf den Zügen des Gesichtes und namentlich im Auge nicht sich offenbaren?

Das Sterben der Schönheit ist ein erster Tod des Weibes, immer bitter, aber wohl desto bitterer, je ungebildeter das Weib ist, je weniger es in der Lage ist, den Schwerpunkt seines Wesens zu verlegen, vielleicht auch desto schwerer, je schöner das Weib war. Nicht spotten über Frauen, die ihrer Schönheit nachtrauern! Sie haben wirklich etwas verloren. Nur das „Mutter sein" und in seinen Kindern auferstehen kann vollgültigen Ersatz schaffen. Oft auch einen wehmütigen — in stillen Stunden.

Eine Frau, die nie schön war, die nie das unsagbare Machtgefühl sieghafter Schönheit in sich verspürte, wird das nicht verstehen und wird mich vielleicht oberflächlich schelten — sie muß mich schelten, weil sie es eben nicht verstehen kann. Die Matronen aber, die einst schön waren, werden mir recht geben, auch wenn ihnen infolge ihrer Bildung und geistigen Höhe der Übergang verhältnismäßig leicht wurde. Sie werden mir recht geben, wenn sie allein mit diesem Buche in ihrem Zimmer sind und eine schimmernde Erinnerung an ihre Jugend vor ihren Augen aufsteht wie ein verschollenes Märchen der Kindheit. Auf dieses Rechtgeben kommt es mir an. Vor den Leuten ist es nicht notwendig. Es könnte mißverstanden werden, weil Mißgunst und Neid, und namentlich die dreimal verfluchte Heuchelei alles mißverstehen, was ihnen mißzuverstehen beliebt.

Schönheit, Jugend, Liebe! Du goldene Dreieinigkeit des Glücks! — Du Morgenrot mit deinen Versprechungen, die keine Versprechungen sind, sondern die einzigen Wirklichkeiten

dieses Lebens! Du frisches, leuchtendes Morgenrot, dem ein bleischwerer Tag folgt und ein kühle, lange Nacht.

∴

Wir vergessen völlig, daß wir die einzelnen Typen von Frauen an uns vorüberziehen lassen wollten und begehen mit unseren Exkursionen einen Stilfehler. Oder ist es am Ende nicht vielleicht ein Vorzug? Andauerndes Ansehen verschiedener Dinge gleicher Art macht so müde. Denken wir nur an Gemäldeausstellungen. Oder wer wollte fünf Symphonieen nacheinander hören?

Nun wir eine kleine Erholungs- oder Erinnerungspause gemacht, können wir, frisch gestärkt, die Osmanin uns betrachten. Da fällt uns sofort auf, daß die schöne Osmanin alle rein-türkischen Rassenmerkmale verloren hat. Diesen rein-türkischen Typus gibt es unter den Osmanen nurmehr ganz selten, dagegen noch recht deutlich unter den Kirgisen, die sich, wenig von den Wellen kulturbringenden Verkehrs berührt, durch Jahrtausende ziemlich rasserein erhalten haben. Dieser echte türkische Typus ist dem mongolischen ähnlich, und Frauen, die ihn aufweisen, fallen infolge ihrer Häßlichkeit durch jedes Examen, dem schönheitssuchende Augen sie unterziehen.

Die überwiegende Mehrzahl aller Osmaninnen stellen einen Mischtypus vor, in dem die zur alten Rasse hinzugekommenen neuen Rassenelemente die völlige Oberhand gewonnen haben. Griechen, Armenier und Juden, namentlich aber Tscherkessen und Georgier (durch die von ihnen gelieferten Sklavinnen) haben den türkischen Typus im osmanischen Volke auf das gründlichste und durchaus vorteilhaft verändert.

Man darf monatelang unverschleierte Osmaninnen betrach-

ten, bis man einmal zu seinem Entsetzen einen eckigen Kopf mit ganz schlechter Gesichtsrundung, eine gelbliche Haut, eine kleine, platte Nase, strähnige Haare und geschlitzte Augen — also die reine Rasse sieht. Meist sieht sich die Osmanin so an, wie sich eine schlechte Oper anhört — da und dort Erinnerungen — da jüdische Augen, dort eine griechische Nase, da das edle Oval einer Georgierin, dort die zarte Figur der Tscherkessin usw. Aber diese Mischschönheit wirkt wesentlich angenehmer als die Mischmusik eines fortgesetzt „nachempfindenden" Kapellmeisters. Die Natur ist eben auch in ihren Plagiaten eine Meisterin.

Es gibt reizende junge Mädchen osmanischer Nationalität. Mir ist eine erinnerlich, die als Krankenschwester in Gülhané während des Balkankrieges tätig war. Ich glaube, ich habe aus lauter Begeisterung über diese reine Schönheit meine feuilletonistische Tätigkeit an einer großen Zeitung begonnen, nur um diese Schönheit beschreiben zu dürfen und im Beschreiben sie innerlich noch einmal zu erleben. Ich habe auch so wenig Honorar für diesen Schönheitshymnus bekommen, daß ich sagen kann: es war reiner Idealismus bei der ganzen Geschichte.

Ja — das war ein liebes Kind mit einem Madonnengesichtchen und abgrundtiefen Augen, mit einem Figürchen aus Meißner Porzellan, und schmalen langfingrigen Botticellihändchen. Und wenn sie sprach, klang ihr Türkisch, das aus dem kleinen, schmalen, etwas nervösen Munde nur gehaucht wurde, wie ein Geheimnis und doch wie eine stille Sicherheit.

Im großen und ganzen ist die Osmanin nicht schön nach unseren Begriffen, oder noch bescheidener und meinen anfänglichen Ausführungen entsprechender gesagt, nach meinen Begriffen.

Nach einigen Jahren der Ehe wird die Osmanin in der Regel dick und schwammig, ihr Gang gleicht dem Watscheln einer Ente. Die Züge des Gesichtes, das an der Osmanin noch das Schönste ist, zeigen häufig unschöne Linien, zu starke Augenbrauen, die wenig gut geführt sind, dicke, allzusinnliche Lippen, ein Doppelkinn, schwere, einen müden Eindruck erweckende Augenlider. Oft läßt starkes Schnüren alles Überflüssige über und unter dem Korsett übermäßig heraustreten. Die griechischen, armenischen und levantinischen Damen Konstantinopels und anderer großer Städte schnüren sich entsetzlich. Auch bei den Jüdinnen fällt diese Unsitte sehr auf. Es ist merkwürdig, daß diese Verbildungen des Körpers schön gehalten werden, nachdem die Blütezeit der griechischen Kunst und ebenso die der italienischen die Taille der Frau gar nicht so sehr geschätzt haben.

Die schöne galiläische Frau und die Araberin schnüren sich gar nie.

Aber der Türke, dessen Schönheitsempfinden mir stets ein Rätsel war, liebt breite Hüften bei der Frau. Der Eindruck der Breite kann nun zweifellos durch den relativ großen Unterschied von Taille- und Hüftenlinie hervorgerufen werden. Das mag wohl einer der Hauptgründe sein, warum sich die Frauen in der Türkei so sehr schnüren. Während die gesellschaftlich höher stehende Osmanin mit allen Mitteln versucht, sich die Schönheit der Jugend zu erhalten, ist das der Frau des Volkes nicht möglich. Diese Frauen bekommen sehr bald jenen scharfen Zug, den die Sorgen und die Arbeit des Alltages einzugraben pflegen und der beim Mann den Kopf oft schöner machen kann, beim Weibe aber jedesmal die Schönheit vernichtet.

Viel regelmäßigere Züge hat die Kurdin, wenngleich ich

keine auffallenden Schönheiten unter ihnen entdeckt habe. Es ist das eine ganz eigentümliche Erscheinung: man sieht am Gesicht vieler Kurdinnen keine einzige Linie, von der man sagen könnte: die ist häßlich oder die paßt nicht in das Gesicht hinein. Und wenn man dann das Gesicht betrachtet, ist es trotzdem nicht schön. Auffallend sind die kleinen Hände und Füße der Kurdinnen.

Die Bewohnerinnen Palästinas stellen ein buntes Gemisch aller möglichen Rassen dar. Von den Araberinnen haben wir schon gesprochen. Die Maronitinnen haben zwar durch ihre Fußbekleidung, Sandalen, die auf zwei Holzklötzchen liegen, den watschligen Gang der Türkinnen, sind aber sonst im ganzen hübscher, lebendiger, und wenn man so sagen will, rassiger als diese. In der Körperbildung werden sie noch weit übertroffen von den Drusinnen, die zumeist im Haurangebirge leben und ganz frei von semitischem Einschlag, wenigstens in ihrem Äußeren, erscheinen. Man findet viel rötlich blondes Haar und blaue Augen. Die Nosairischen Frauen, die in den Küstengebirgen nördlich des Orontes leben, haben auch oft helles Haar, eine große Seltenheit im Orient, und schwarze Augen. Unter den jungen Mädchen kann man wunderbare Erscheinungen finden.

Die Jüdinnen gelten bei vielen Forschern als häßlich. Ich kann dem nicht beistimmen. In Konstantinopel kann man sehr schöne Jüdinnen sehen, ebenso wie in Jerusalem. Freilich kommt dann auch ein Typus vor, der sehr häßlich ist. Mit einer käsigen Haut, verschwommenen Augen, riesigen Nasen und auffallend schlechter Körperhaltung! Diese Vertreterinnen Israels erwecken nur das Grauen. Es sind das aber nicht die Mehrzahl der Jüdinnen.

Die polnisch-deutsche Jüdin, zweifellos die häßlichste der drei Hauptarten, hat einen breiten Kopf, gekräuseltes Haar, breite, große Nase und dicke Lippen, manchmal blonden Teint, während die spanisch-portugiesische Jüdin schmalen Schädel, dunkles, leichtgewelltes Haar, wunderschöne Augen und lange nicht so auffallende Nase und Lippen hat.

Die Jüdinnen, die nicht eingewandert sind, sondern deren Familien seit alters im Orient (Arabien und Palästina) geblieben sind, stellen die schönsten Frauen der ganzen jüdischen Rasse. Wenngleich viel christliche Syrierinnen (aber doch semitischen Stammes) darunter gewesen sein mögen, so ist doch sicher, daß ich in der ganzen Türkei keine solche Sammlung bildschöner Frauen gesehen habe wie in Galiläa. Man ist ganz erstaunt über die Masse von edlen, temperamentvollen Gesichtern und herrlichen Figuren, die da, in Lumpen gehüllt, gar nicht ahnen, wie schön sie sind.

Wenn ein richtiger Antisemit den Orient bereist, ist es ganz klar, daß er sein Auge auch vor der jüdischen Schönheit verschließt. Er wird die echten, guten Juden nie kennen lernen, weil er ja nicht mit ihnen verkehrt, und dann bringt er Märchen nach Hause, die von anderen in blindem Haß geglaubt werden.

Rahel Varnhagen, die viel klüger war als sehr viele Männer, auch als sehr viele Antisemiten, sagte einmal sehr richtig: „Häßliche Frauenzimmer und Jüdinnen sind immer übel daran. Sie müssen erst immer beweisen, daß sie liebenswürdig sind."

Sie müssen sogar beweisen, daß sie schön sind, könnte man hinzusetzen.

Ich bin nicht Partei, bin weder Jude, noch ist je im Blute meiner Ahnen irgend etwas Jüdisches geflossen, ich habe auch nicht, wie mancher sehr feudale und Juden verachtende Herr, eine

Jüdin geheiratet, um meine Finanzen „aufzubessern". Ich bin nur so frei — frei zu sein. Hoffentlich von allen Vorurteilen, die die Menschheit kennt. Aber das ist ja in den Augen von vielen schon ein Verbrechen. Mir sind die schachernden Juden Polens und namentlich Berlins ebenso in der Seele verhaßt, wie mir der anständige Jude lieb ist, und ebenso verachte ich das mannstolle Judenweib modernen Schlages, wie ich die ehrbare, fromme, mit vorbildlichem Familiensinn ausgestattete Jüdin achte und verehre.

Zudem bin ich wiederum so frei, aus den Erfahrungen des Weltkrieges heraus zu sagen, daß der schachernde Christ um kein Haar besser ist, und aus den Erfahrungen eines Lebens, daß die mannstolle Christin ruhig ihrer israelitischen Schwester die Hand reichen kann. Eklig sind sie alle beide! —

Weil ich gerade das Wort eklig schreibe, können wir die Schönheit der Levantinerin besprechen. Ihre Betrachtung erfordert höchste „Freiheit" der Anschauung. Die Levantinerin ist die widerwärtigste weibliche Figur des Orients, und doch muß gesagt werden, daß sie im großen und ganzen auffallend schön ist.

Sie ist manchem Forscher mit Recht ein Beweis, daß aufs höchste gesteigerte Rassenmischung der weiblichen Schönheit vorteilhaft ist. Von einem Typus kann man gar nicht mehr sprechen. Was Levantiner sind, wird nicht einheitlich gedeutet[1]. Ich definierte in meinem Buche „Die Türkei" den Begriff in folgender Weise: „Ein Levantiner ist ein im Orient

[1] Ich verweise hier auf mein größeres Werk „Die Türkei", bei C. H. Beck, München, 2. Auflage, 4.—5. Tausend, 1915, in dem ich die Frage der Levantiner, wie der meisten Rassen der türkischen Bevölkerung, näher beleuchtet habe.

geborener, erzogener oder beſſer geſagt, nicht erzogener und ſeinen Beruf ausübender Sohn oder Enkel eingewanderter Eltern oder Großeltern. Hauptſächlich ſind es Abkömmlinge gemiſchtraſſiger Eltern: griechiſcher Vater, ſpaniolisch-jüdiſche Mutter, armeniſcher Vater, griechiſche Mutter, und all die Vermiſchungen von Juden, Armeniern, Griechen mit Franzoſen, Italienern, chriſtlichen Syriern uſw. Deutſche und Engländer kommen als Väter oder Mütter nur ſehr ſelten bei der Erzeugung von Levantinern in Betracht. Gegebenenfalls macht die deutſche und engliſche Kinderſtube wieder vieles gut, namentlich wenn die Mutter germaniſcher Raſſe iſt. Er muß aber noch parvenühaft, unvornehm denkend, laut, anmaßend, innerlich und äußerlich unſauber und daher von moraliſch und phyſiologiſch gleich üblem Geruche ſein, und dann denkt euch alles dazu, was euch ekelhaft, greulich, niedrig, platt, oberflächlich, kultur- und ſtillos erſcheint — da ſteht er, der Levantiner! Denn wenn er dieſe Eigenſchaften nicht alle hat, iſt er nicht pur sang.

Das Gleiche — lediglich durch ihr Geſchlecht unterſchieden — iſt die Levantinerin.

Vereinigt, mit einer Schar ungezogener Kinder, frivoler Jungen und lüſterner Mädchen, ausgeſtattet, verwandt, verſchwägert und entzückend herzlich befreundet, erweitern ſie ſich mit ihren Sippen und Verbindungen zum Gattungsbegriff: Levantinertum.

Sie verpeſten Konſtantinopel und verhindern jedes geiſtige Leben der Fremden in Pera. Denn wo ſie hinkommen, verwandeln ſie Kunſt in Varieté, Bühne in Kinema, Muſik in Teekonzert, Geſellſchaft in eine Vereinigung ſich ſchlecht benehmender Menſchen, verderben die Jugend, der ſie imponieren, und freſſen wie ein Schwarm gefräßiger Heuſchrecken die paar recht

geringen Ansätze zur Kultur ab, die von den europäischen Kolonien versucht worden sind."

Aber schön sind die Levantinerinnen doch! Wundervolle Gesichter klassischer Schönheit finden sich unter den levantinischen Griechinnen, während die Armenierin, die ja in Konstantinopel eine große Rolle als reiche Frau spielt, wenig Anziehendes hat. Die Züge der Armenierinnen sind stumpf. Hand- und Fußgelenke plump, die Nasen meist kurz und dick, die Figuren wenig graziös. Ich habe unter Hunderten von Armenierinnen nur ganz vereinzelte Frauen getroffen, die man hübsch, keine einzige, die ich hätte schön nennen können.

Vor zwei Trugschlüssen möchte ich warnen. Einmal vor der Ansicht, daß die antiken griechischen Frauen im Durchschnitt wesentlich schöner waren als die von heute. Die Künstler der Antike haben nur Bildwerke von den schönsten Frauen hinterlassen. Die Darstellung des Häßlichen, bloß weil es in irgendwelcher Weise künstlerisch interessant war, war damals, fast möchte man sagen mit Recht, noch nicht üblich, außer da, wo das Fratzenhafte als Motiv verwendet wurde. Die Masse der griechischen Frauen war vermutlich ebensowenig ansprechend wie es heute der Fall ist.

Der andere Trugschluß, der leicht gezogen werden könnte, ist der, daß meine zum Teil scharfe Kritik den Hintergedanken bergen würde, daß unsere deutschen Frauen im Durchschnitt besonders schön sind. Das soll gewiß nicht behauptet werden. Ich möchte sogar soweit gehen zu sagen, daß man im Orient im Durchschnitt weitaus schönere junge Mädchen und junge Frauen sieht, als in Deutschland, daß dagegen die Matrone in Deutschland weniger häßlich ist als dort.

Jedenfalls aber versteht es die Orientalin, die, wenn sie jung ist, auch schön sein will, ihre natürliche Schönheit zur Geltung zu bringen und durch den hohen Grad von Grazie, die eigentlich nur der Osmanin im Durchschnitt fehlt, zu erhöhen.

Damit kommen wir in das Gebiet der Schönheitspflege, dem wir einige Gedanken und Erinnerungen widmen wollen.

Schönheitspflege

Ἐπὶ τὰ καλὰ βίον
Euripides

Es gibt bedauerlicherweise in Deutschland viele Frauen, die über die Schönheit immer so denken wie Theodor Körner einmal, aber sicher nur einmal gedacht hat, als er schrieb: „Die Schönheit strahlt nur aus dem inneren Leben." Aus dieser Betonung innerlicher Schönheit erwächst dem Manne wenig Freude, wenn gleichzeitig als eine Folge die Vernachlässigung der äußeren Schönheit zutage tritt.

Man wäre an dieser Stelle versucht, ein ganzes Buch über Körperpflege einzuschalten und den Frauen zu sagen, daß Eitelkeit eine Sünde, aber vollendeter Mangel an Eitelkeit eine viel größere Sünde ist.

Die christliche Kirche hat die griechische Schönheit aus der Welt vertrieben. Sie hat mit der schrankenlosen Pflege der Seele den Körper zu einem Gefäße Satans gemacht. Sie hat der Nacktheit alles Keusche genommen, weil sie an Stelle naiven künstlerischen Genießens lüsternes Schnüffeln setzte. Sie hat in vielen Klostervorschriften das Baden (sogar das Wannenbad), ja mehr als das, sogar die Entblößung des Oberkörpers, verboten, und diese Vorschriften sind auf Knaben- und Mädchenpensionate übertragen worden.

Die Kirche hat den menschlichen Körper verkümmern lassen und hat im merkwürdigen Gegensatz zu ihrer sonstigen Klugheit Schmutz und Krankheit vermehrt — sie hat vor allem aber den Menschen die Achtung vor ihrem Körper genommen und damit die Sünde gegen den Körper großgezogen.

Diese Vernachlässigung des Körpers ist bei uns schon so weit gediehen, daß eine Frau, die die herrliche und gar nicht hoch genug einzuschätzende Absicht verwirklicht, immer schön zu sein, — auch vor sich selbst, zu Hause und wenn sie allein ist, — von den Menschen als eitel gebrandmarkt wird. Dabei werden die Schultern gezuckt, wobei unausgesprochen der Gedanke ausgedrückt wird: wer so viel Mühe sich gibt, schön zu sein, muß dumm oder zum mindesten oberflächlich sein.

O, über diese Torheit!

Und dann kommen andere Frauen und fallen über die Schöne her, Frauen, die den Körper zwar pflegen, aber auf Mannesart, Frauen, die schwitzend auf Berge stürmen oder in entsetzlichen Turnhosen auf den Händen gehen, oder, mit jeden Liebesgedanken erstickenden Bizepsen, Zentnergewichte stemmen. Frauen, die mit rotverbrannter Haut, die sich von Hals und Brust in weißen Schuppen löst, mit flatternden, ungekämmten Haaren und rauhen, — ach, ja auch schmutzigen Händen in der Sonne herumlaufen auf abgetretenen Schuhen, löchrigen Strümpfen und mit Unterwäsche, die jeder Grazie ebenso entbehrt wie ihre Trägerin. — Und auch diese Gewalt-Sport-Weiber spotten über die schöne Frau. Und da soll diese aus Gram nicht aussterben!

Ich wende mich an meine männlichen Leser! Erhalten wir doch die species: schöne Frau. Wir brauchen sie. Denn vielleicht kommt die Menschheit doch wieder einmal auf den richtigen

Gedanken, daß die Schönheit im Leben das Schönste ist, und was hülfe ihr diese meisterhafte Erkenntnis, wenn unsere Frauen bis dahin Ringkämpfer, Preisboxer, Seelenvirtuosen und Gelehrte geworden sind? Sollte ich in vielen Jahrhunderten einer mir unsympathischen, aber immerhin möglichen Seelenwanderung zufolge wieder auf Erden wandeln müssen, so würde ich bei solcher Entwicklung der Frau einen Verein gründen, dessen erster Paragraph lautet: ein Menschengeschlecht, das so häßliche Frauen hat, verdient auszusterben.

Und wenn mir eine Erinnerung geblieben wäre an mein erstes Dasein, würde ich die schönen Frauen, die meinen Weg gekreuzt haben, segnen, wie ich das auf jeder Zeile dieses Buches heute schon tue.

Fast hätte ich den Orient vergessen mit dieser langen Einleitung, die aber doch wesentliche Ehrlichkeiten enthält — was immer schon etwas wert ist.

Wir sprechen hier von der Dame, wie von der Frau des Volkes. Erfrischend wirkt im Orient das naive Gefühl des einfachen Weibes von ihrer Pflicht zur Schönheit. Selbst die ärmste Fellachenfrau färbt ihre Nägel, wohl auch ihre Handflächen, mit Henna. Die Sitte ist sehr verbreitet in allen unteren und vielen mittleren Schichten der Bevölkerung. Die türkische Dame blickt natürlich mit Verachtung auf diese Art „schön" zu sein, herab, aber nur deshalb, weil sie andere und bessere Mittel hat, den gleichen Zweck zu erreichen. Nach unseren Begriffen ist solche Färbung nicht schön. Aber hier handelt es sich ja nicht um den objektiven Schönheitsbegriff, den es nebenbei bemerkt, wie wir schon ausführten, wohl nicht gibt, sondern um die subjektive Auffassung vom Schönen und um den individuellen Wunsch, dieser Auffassung entsprechend, selbst schön zu sein.

Zunächst erscheint es von Interesse, einiges über Henna zu erzählen. Henna, Lawsonia inermis, ist eine in Kleinasien, Ägypten und Arabien vorkommende Pflanze und dient als Färbemittel namentlich für Leinewand, dann aber in besonderer Zubereitung auch, wie gesagt, als Schönheitsmittel, als Arzneimittel und Zaubermittel.

Wahrscheinlich ist es der Kypros der antiken Welt gewesen. Man hat Mumien gefunden, deren Finger mit Henna rot gefärbt waren. Hennamehl, aus Blättern der Hennapflanze gewonnen, wird mit etwas Alaunlösung oder Zitronensaft zu einem Teig geknetet, der vierundzwanzig Stunden liegen bleibt und dann direkt als färbende Paste zu verwenden ist. Will die Frau auch die Handflächen und die Gelenke an Händen und Füßen färben, was Bräute vor der Hochzeit zu tun pflegen, dann muß die Prozedur des Färbens mehrere Tage nacheinander vorgenommen werden. Allmählich dringt der Farbstoff durch die Epidermis und wirkt wenigstens eine Zeitlang wie eine Tatauierung[1].

Auch blonde Haare lassen sich mit Henna brennend rot färben, doch ist diese Sitte meines Wissens nur in Persien üblich.

Uralte Menschheitserinnerungen ruhen in diesem Hennarot, von dem schon Herodot erzählt, daß es bei den Skythen verwendet wurde. Die grelle Farbe am menschlichen Körper ist eine unbewußte Nachahmung des Tieres, oder, wenn wir Ent-

[1] Die Bezeichnung tätowieren ist aus dem Englischen durch Verballhornung des ursprünglichen Ausdruckes entstanden und sollte, weil sinnlos, vermieden werden. Das Wort kommt vom polynesischen Adjektiv „tatau", was „kunstgerecht" heißt. Tatauieren also: kunstgerecht machen.

wicklungstheoretiker sind, ein Rest früherer Entwicklungsstufen. Bekannt ist das grelle Hochzeitskleid der Tiere, hier allerdings in der Regel nur beim Männchen vorkommend. Blasse Farben gewinnen in den Zeiten des Liebeswerbens vorübergehende leuchtende Grellheit. Der Mensch niederer Kulturstufen macht das durch künstliche Mittel nach, und Reste des tierischen Hochzeitskleides finden sich in den gesellschaftlichen Gewohnheiten selbst unserer Tage noch vor.

Wer sich mit Henna färbt, widmet sich gewissermaßen symbolisch den Freuden des Lebensgenusses. In manchen Gegenden wird auch von den Männern der Bart mit Henna gefärbt. In Zeiten, wo es der Sitte entspricht, den Genüssen des Lebens — wenigstens vor der Welt — zu entsagen, wird daher keine Frau sich mit Henna färben, zum Beispiel einige Monate lang nach dem Tode des Mannes oder während die Ehe getrennt ist. Farbe ist Freude! Das ist ein ziemlich allgemeines Gesetz.

Henna hat auch viel mit der Liebe zu tun. Es gilt im Orient hier und dort als Aphrodisiakum, gehört aber als solches nicht zu den physikalisch, sondern suggestiv wirkenden Mitteln, also zu den Zaubermitteln der Liebe. Um in der Liebe etwas zu leisten, muß man sich die Fingerspitzen, den Kopf und die Füße mit Henna bestreichen. Selbst die christlichen Syrierinnen verwenden zur Pfingstzeit Henna, um nicht einmal „aus Kummer zu sterben".

Daß unter solchen Verhältnissen Henna auch als allgemeines Heilmittel seinen Ruf hat, ist selbstverständlich. Es dient als Wundstreupulver, und mit Asphodeloszwiebeln gekocht, als specificum gegen — die Krätze.

Seine Farbe ist ein leuchtendes Orange. Dabei riecht es

unserem Empfinden nach nicht angenehm, was um so merkwürdiger erscheint, als die eigentlichen Wohlgerüche des Orients sich mit unserem Geschmack gut vertragen und der Orientale ein Freund guter Gerüche ist. Der Prophet selbst sagte: „Was ich in dieser Welt liebe, sind drei Dinge: Gebete, Weiber und Wohlgerüche." Von den üblen Gerüchen des Orients will ich in diesem Buche lieber nichts schreiben — sie sind furchtbar und ich möchte den Propheten sehen, wenn er an einem Fischladen Stambuls vorbeigehen oder in einem vollgepfropften Hafenkafé sitzen müßte.

Weitaus verbreiteter und im Toilettezimmer jeder Dame vorhanden ist ein anderer Farbstoff, Kohol[1]. Das ist zu feinstem Pulver verriebenes Antimon. Die Türkinnen verwenden das Pulver in verschiedener Darstellung dazu, um ihre Augen größer und dunkler erscheinen zu lassen. Sie reiben die Augenschminke in das obere Augenlid. Diese Sitte ist ganz allgemein. Und es gilt als ebenso unvornehm, sich die Augen nicht zu schminken, wie bei uns etwa, sich die Nägel nicht zu pflegen. Man kann nicht leugnen, daß das Auge durch solche Behandlung tatsächlich in gewisser Hinsicht schöner wird. Die Augen der Orientalinnen sind sehr eigentümlich.

Balzac schreibt darüber:

„Nur die aus Wüsten gekommenen Rassen besitzen im Auge die Macht, alle zu bezaubern. Ihre Augen bewahren ohne Zweifel etwas von der Unendlichkeit, in die sie geschaut haben. Hat die Natur in ihrer Voraussicht ihre Retina mit einer

[1] Damit zusammenhängend unser Wort Alkohol, das ursprünglich nur die Feinheit der Materie bezeichnen sollte, im Pulver auf mechanischem, in der Flüssigkeit auf chemischem Wege erreicht. Analog hierzu: Weingeist.

spiegelnden Decke versehen, die es ihnen ermöglicht, die Spiegelungen des Sandes, die Sonnenströme und den glühenden Kobalt des Äthers zu ertragen? Oder nehmen die Menschen, wie andere Wesen, etwas von der Umgebung an, in der sie sich entwickeln, und bewahren sie die Eigenschaften, die sie so erwerben, durch Jahrhunderte?"

Wer zum ersten Male in den Orient kommt, wird die Augen der Orientalinnen bewundern und zunächst alle für schön halten. Daran mag zum Teil auch Kohol Schuld tragen. Erst nach längerer Zeit, um nicht Erfahrung zu sagen, wird er bemerken, daß die Augen fast alle gleich sind, daß sie groß, dunkel, ein wenig feucht, aber trotz aller Schönheit nicht allzuviel Feuer haben, daß sie in ihrer Größe müde, in ihrem Glanz ausdrucksarm — zu eindeutig sind. Es gibt wohl Ausnahmen, namentlich bei den Araberinnen.

Es gibt auch Augen, die Geschichten erzählen, die in reizvoller Lebendigkeit alles ausplaudern, was der wohlerzogene Mund verschweigt, Spitzbuben, die in die schöne Welt schauen und lachen, während das Gesichtchen ganz traurig und ernst bleibt. Ja, es gibt Augen — — — doch wir wollen jetzt von Schminke sprechen.

Die Augenschminke Kohol ist ein uraltes orientalisches Kosmetikum. Schlagen wir das Buch der Bücher nach, so finden wir im Zweiten Buche der Könige, Kapitel 9, Vers 30, eine Stelle, die lautet: „Und da Jehu gen Jesreel kam und Isebel das erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht und schmückte ihr Haupt und guckte zum Fenster aus."

Man kann von Luther nicht verlangen, daß er sich besonders für die Toilettenkünste der jungen, alten Hebräerinnen interessierte. So ist auch seine Übersetzung nicht sehr klar und trifft

das Entscheidende nicht. Die wörtliche Übersetzung lautet: „Sie legte ihre Augen in die Schminke von Spießglanz." Diese etwas poetische Ausdrucksweise besagt nichts anderes, als daß Isebel, wie das die Orientalinnen heute noch tun, mit einem Stäbchen etwas Kohol aus ihrem Schminkebüchschen herausnahm, das Lid des Auges mit den Fingern vorzog und dann die Schminke zwischen Auge und Lid einlegte. Das gleiche Verfahren findet Jeremias, Kapitel 4, Vers 30 (ebenfalls von Luther nicht richtig übersetzt) statt. Wir können auch auf Hesekiel, Kapitel 23, Vers 40, und Jesaias, Kapitel 3, Vers 16, hinweisen. An dieser letzten Stelle wird das Schminken im Zusammenhang mit weiblicher Üppigkeit und kokettem Wesen erwähnt. Die ganzen hier vorkommenden Verse Jesaias sind für uns von höchstem Interesse. Leider hat auch hier Luther nicht wörtlich übersetzt. Es heißt hier nicht: „die sich schminken", sondern „die ihre Augen lügen machen". Dieser Ausspruch ist sehr charakteristisch, denn er gibt uns das Motiv, warum die Augen geschminkt werden, nämlich: damit sie größer aussahen und heller strahlten, als sie von Natur aus dazu imstande waren. Des weiteren enthalten diese Verse noch eine vollständige Zusammenstellung des Schmuckes der alten Hebräerinnen, auf den wir später noch zu sprechen kommen. Endlich enthält der Vers 17 in den Worten: „So wird der Herr den Scheitel der Töchter Zion kahl machen" das orthodoxe Motiv dafür, daß besonders gesetzestreue Jüdinnen heute noch eine geschorene Stelle am Haupt tragen, die sie durch eine Perücke verdecken.

Das Schminken der Augen haben die Juden wohl aus Ägypten mitgebracht, wo es schon in grauester Vorzeit in Verwendung stand. Virchow sagt im 20. Bande der Verhand-

lungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie: „Die berühmten Statuen des Kronprinzen Rahoteb und seiner jungen Gemahlin Nefert in Bulag, welche der 4. und 5. Dynastie angehören, zeigen ganz ähnliche schwarze Striche an den Augenlidern und in der Nachbarschaft der Augen, wie sie noch heutigen Tages von den Frauen der Eingeborenen getragen werden."

Tradition ist also dem Kohol nicht abzusprechen. Dieser orientalische Kohol, wie wir schon gesagt haben, ein zu feinstem Pulver verriebenes schwarzes Schwefelantimon, darf nicht verwechselt werden mit einem Präparat, das als chinesischer Kohol (Teinture chinoise) verkauft wird und der aus einem Gemisch von Lampenruß, Wachs, Fett, Gummi und Rosenwasser besteht und meist zur Färbung der Augenbrauen dient, also in das Gebiet der Haarfärbemittel gehört.

Plinius erwähnt den Kohol, er nennt ihn aber meist Alabastrum. Das rührt davon her, daß im Orient, namentlich in Ägypten, Kohol meist in Alabasterbüchsen aufbewahrt wurde. Im alten Rom wurde Alabaster wegen seiner Ähnlichkeit mit Onyx oft mit diesem verwechselt. So singt Propertius: „Dann mit Narde gefüllt, gieße den Onyx mir aus", wobei er zweifellos Alabaster gemeint hat. Auch im Orient sind derartige Verwechslungen häufig. Man nannte dort jedes Gefäß, in dem Wohlgerüche aufbewahrt wurden, Alabasterbüchschen, ganz gleich aus welchem Stoff das Büchschen gefertigt war.

Das Schminkbüchschen für die Augen scheint im Altertum die Vorstellung von außerordentlich Graziösem erweckt zu haben. Ich möchte hier auf eine reizende Parallele der Anschauungen hinweisen. Im Buche Hiob nennt Hiob seine jüngste Tochter: Kerenhapuch. Luther hat diesen Namen un-

übersetzt gelassen und hat uns damit eines kulturhistorischen Details beraubt. Kerenhapuch heißt nämlich auf Deutsch Schminkhörnchen oder Schminktöpfchen. Das ist zweifellos ein Kosename für die jüngste Tochter, die, wie die Bibel sagt, nebst ihren zwei Schwestern alle Weiber an Schönheit übertraf. Nun das Gegenstück in Rom. Der Dichter Martial vergleicht die Küsse seines Mädchens mit Alabasterbüchschen, von denen wir ja wissen, daß sie zur Aufbewahrung von Schminke dienten.

Kohol gilt im Orient auch als Heilmittel gegen Augenkrankheiten, die namentlich in Ägypten weit verbreitet sind. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir vielleicht darauf hinweisen, daß im Orient Schönheitsmittel sehr häufig auch als Arzneimittel Verwendung finden. Henna zum Beispiel, das die Perser zum Rotfärben der Haare verwenden, mit Indigo vermengt auch zum Blauschwarzfärben der Haare, soll außerordentlich gesund für den Haarwuchs sein und wird auch schon in alten Zeiten zu Umschlägen bei Kopfschmerzen verwendet.

Die Wirkung des Kohol auf die Augen ist sehr stark. Das mit Kohol behandelte Auge erscheint wesentlich größer und schön, und doch schadet es in einer Hinsicht der Schönheit insofern, als es dem Auge das Individuelle nimmt und ihm etwas Stereotypes gibt, was, im Orient immer und immer wieder gesehen, etwas langweilig wirkt. Soviel ist gewiß, daß ein von Natur schönes, großes und lebhaftes Auge schöner ist als ein durch Kohol verschöntes.

Auch die Augenbrauen werden mit Kohol oder einfacher Rußschminke gefärbt.

Gesichtsschminke ist im Orient namentlich bei den „Damen" üblich. Schminken sind in allen Farben vorhanden. Weit über die Grenzen der Türkei hinaus sind die türkische braune

Umbra und der armenische rote Bolus als Schminken berühmt geworden.

Zum Blaufärben wird eine Masse, aus grob gemahlenen Indigoblättern hergestellt, verwendet. Die Levantinerin leistet hierin Erstaunliches. Dann kann man auch Gesichter sehen, die nicht mehr lächeln können, weil alle ihre Runzeln mit Emailleschminke überzogen sind, ganz dick, meterdick möchte man sagen.

Andere versuchen die natürliche Haut des Gesichtes möglichst weiß und rein zu halten und legen zu diesem Zweck Pasten in der Nacht auf ihr Gesicht, oder nehmen Kleienbäder, oder waschen sich mit den geheimnisvollsten Mixturen.

Aber all das ist nicht ärger als es bei uns auch ist. Dagegen gehen die Araberinnen noch einen Schritt weiter. Die mittelbabylonischen Schammarbeduininnen bemalen sich mit blauer Farbe Hände, Füße und Gesicht und viele andere Beduininnen tatauieren sich teils in Linien, teils tragen sie sogenannte Schmucknarben, so ähnlich wie unsere Korpsstudenten. In Persien trifft man häufig Frauen, die am Kinn, Kehlkopf, zwischen den Brüsten und am Bauche tatauiert sind. Die Sitte, die früher allgemein war, soll sich aber in neuester Zeit nur auf Frauen des Mittelstandes beschränken.

Die Tatauierung, beim männlichen Geschlecht in Europa ziemlich häufig, findet sich bei Weibern Mitteleuropas sehr selten. Prostituierte sind ab und zu tatauiert und dann viele Frauen in Bosnien und der Herzegowina.

Wollen wir uns nun in die übrigen Kosmetika des Orients stürzen? Es steht zu befürchten, in diesem Meer von Wohlgerüchen, Salben und Spezereien zu ertrinken. Der Orient ist ja die Heimat all dieser Dinge. Schon im fernsten Altertum wußte man den Wert des Wohlgeruches zu schätzen.

Die alten Juden verwendeten die weißen Blüten des Hennastrauches als Parfum. Henna wächst ja auch in Palästina. Aus Persien kam die Rose mit ihren Düften und mit den aus ihr hergestellten Essenzen des Rosenöls und des Rosenwassers.

Echtes Rosenöl, einer der schönsten Gerüche, die es gibt, wird mit Gold noch nicht aufgewogen. Ich will meinen schönen Leserinnen hier ein Rezept verraten, glaube aber, daß es mit mitteleuropäischen Rosen nicht herzustellen ist. Außerdem laßt die Rosen blühen! Auch sie leben, nur in anderer Lebensäußerung als wir.

Ich hatte an meiner Villa am Bosporus einen großen, duftigen Garten, in dem die Judasbäume blühten und die Nachtigallen sangen, und einmal zählte ich über viertausend blühende Rosen, herrliche, gelbe Marschall-Niel- und persische Teerosen. Das war ein Duften wie in den Zaubergärten der Semiramis. Da kam ein Rosenölfabrikant zu mir und wollte mir alle meine viertausend blühenden Freundinnen abkaufen zu einem sehr hohen Preis. „Ich schneide nur die aufgeblühten Rosen ab und in vierzehn Tagen hast du wieder viertausend," sagte er mir mit der Miene eines rohen Metzgers.

Da habe ich ihn hinausgeworfen! Das kam mir wie ein Mord vor! Und habe mich meiner Rosen gefreut, die durch süßesten Duft mir ihren Dank in die Mondscheinnächte meines Gartens hauchten.

Nicht sinnlos morden — auch nicht Blumen! Das ist meine Meinung. Wundert euch das von einem alten Soldaten? Ich habe, nachdem ich tausendfachen Tod gesehen, erst die richtige Achtung vor dem Leben bekommen. Manchem mag es umgekehrt gegangen sein! Was kümmert das mich!

Das Rosenöl stammt natürlich aus Persien, wo die Königin des Duftes, die Schirasrose blüht.

Zunächst wird durch sorgfältiges Destillieren der Rosenblätter das wohlriechende Rosenwasser gewonnen, das an und für sich schon einen sehr wertvollen Handelsartikel darstellt. Dieses Wasser läßt man wochenlang stehen. Da sammeln sich an seiner Oberfläche die wenigen öligen Partikelchen, die im Wasser enthalten waren, an. Sie sind die Träger des konzentriertesten Duftes. Dieses Öl wird sorgfältig entfernt und bedarf dann keiner weiteren Präparation. Aus tausenden von Rosen gewinnt man ein paar Fläschchen Rosenwasser und aus diesen ein paar Tropfen echtes Rosenöl. Was der Fremde in Konstantinopel als Rosenöl kauft, ist natürlich kein richtiges Rosenöl. Vielleicht Olivenöl, an dem Rosenöl vorbeigetragen wurde.

Einem alten „Geschäftsfreund" von mir im Basar, mit dem ich mich gerne türkisch unterhielt, wenn Fremde bei ihm einkauften, sagte ich einmal, als er solch ein Fläschchen als echtes Rosenöl für ein halbes Pfund an eine Dame verkaufte: „Du Gauner. Das echte kostet fünf Pfund und was du verkaufst, ist keinen Piaster wert." Da antwortete er, während er die Dame freundlich angrinste: „Gott soll dir langes Leben geben, Herr, du hast viel studiert und kennst uns, du kriegst es auch für einen Piaster, aber die Dame glaubt mir doch nur, daß es echt ist, wenn ich ein halbes Pfund verlange."

So geht es aber im Basar nicht nur mit Rosenöl, sondern mit fast allem![1]

[1] Auch Rosenwasser und Rosenöl werden als Heilmittel verwendet. Das berühmte Adrianopeler Rosenwasser wird aus der Rosa centifolia gefertigt, die leicht abführende Wirkung hat. Aprilrosenkonserven, am Morgen eingenommen, entsprechen den verschiedenen Frühjahrskuren Europas. Rosenzucker wird gegen Lungen- und Mundkrankheiten genommen, Rosenessig bei Ohnmachten, Umschläge aus Rosen bei Frauenkrankheiten.

Im übrigen beherrscht Moschus oder Bisam, jenes bekannte Sekret des Moschustieres, die orientalische Damenwelt. Besonders häufig wird es zum Parfümieren der Haare verwendet und hier nur noch ab und zu von Ambra abgelöst. Diese Ambra ist die graue Ambra[1], ein Konkrement aus den Gedärmen des Pottwals, das auf den indischen Meeren schwimmt. Viele Damen ziehen mit Recht reine Pflanzendüfte vor, die in gleicher Weise wie das Rosenwasser unter Verwendung von Veilchen, Jasmin, Reseda usw. destilliert werden.

Wenn der Prophet einst, wie wir schon erwähnten, sagte, daß er drei Dinge am meisten liebe: Gebete, Weiber und Wohlgerüche, so ist es verständlich, daß die fromme Muhammedanerin im verschwenderischen Einkauf von Wohlgerüchen nichts Hoffärtiges sieht.

Der Wohlgeruch darf nur nicht dazu dienen, den üblen Geruch eines schlecht gewaschenen Körpers zu „überriechen". Das gibt sonst ein, namentlich bei Levantinerinnen oft vorkommendes, beängstigendes Konglomerat von Düften. Wohlgeruch ist meiner Anschauung nach auf einem ganz reinen Körper etwas sehr Angenehmes, und die gleiche Freude, die man am Duft der Blumen hat, kann und soll man am Duft der Haare, der Wäsche, des Zimmers usw. haben. Wir sind in dieser Hinsicht noch etwas zurück. Wir sehen in der Verwendung schöner Wohlgerüche immer das Gebahren des französischen Stutzers und durch diese Analogie verlieren wir den Geschmack an diesen kleinen Genüssen des Lebens.

Übertrieben soll nichts werden, aber in mäßigen Grenzen

[1] Als gelbe Ambra wird Bernstein bezeichnet, der natürlich mit dem Pottwal nicht das geringste zu tun hat.

gehört edler Wohlgeruch doch vielleicht zu den Erfordernissen feinster äußerer Lebenskultur.

Ich stritt mich einmal darüber mit einer Dame meiner Vaterstadt, die jeden Wohlgeruch perhorreszierte. Sie badete vermutlich auch nicht jeden Tag, wie das jeder Mensch, der sich diesen kleinen Luxus leisten kann, tun soll, hielt das vermutlich auch für undeutsch, — und merkte vermutlich auch nicht, daß man dieses Nichtbaden merkte. Oh — bei wie vielen merkt man es!

Bin ich ungezogen?

Nein, ich bin nur so ein unglücklicher Nasenmensch und ich denke mir dann: „Wäret ihr doch in drei Teufels Namen in eine Moschusbüchse gefallen, dieses wäre mir immer noch lieber."

Das orientalische Volk ist namenlos schmutzig und seine Ausdünstungen sind furchtbar. Da kann dann bei „Nasenmenschen" jede Erotik zu Ende sein, selbst wenn das Mädchen des Volkes so schön wie Venus ist. Denn die Nase ist ein großer Diener Amors — — — bei „Nasenmenschen".

Ich habe aber im Orient stets gefunden, daß die Frau reinlicher als der Mann ist, weil die Frau des Orients überhaupt mehr auf sich gibt. Das halte ich für einen Vorzug. Bei uns sind die Frauen ebenso schmutzig wie die Männer. Letztere allerdings immer noch wesentlich reinlicher als im Orient. Wie viel deutsche Frauen sozial hochstehender Gesellschaftskreise sind aber noch in allen Fragen der körperlichen Reinlichkeit auf einem Standpunkt, der mit dem Grade sonstiger Kultur gar nicht zu vereinbaren ist.

Geisteskultur ist schon recht, aber sie gedeiht auch bei etwas mehr Körperkultur. Reinlichkeit, peinliche, ist die entzückendste Beigabe zur Frauenschönheit und die größte Erhalterin der Liebe.

Eine besondere Eigenheit des Orients sind die Salben, mit denen der ganze Körper oder einzelne Teile desselben eingerieben werden. Schon zu Homers Zeiten war das in Griechenland üblich. Die etwas eingefettete Haut erträgt die Hitze und die Strahlen der Sonne besser.

Aus dem Alten Testament sind uns zahlreiche Stellen erhalten, in denen die Rede von Salben ist. Auch die Salbe haben die Juden aus Ägypten mitgebracht und zunächst wohl nur in Ausübung religiöser Handlungen verwendet. Aus diesem Kultgebrauch ist die Salbe dann in den Privatgebrauch übergegangen. Mit heiliger Salbe wurden Aaron und seine Söhne gesalbt. Von Salben spricht die Bibel in Daniel 10, 3 und speziell vom Salben der Haare im Prediger Salomonis 9, 8 und 7, 1.

Die ehrwürdigste Salbe alter Zeit war das heilige Salböl der Juden, das aus Myrrhen, Cinnamomum, Kassia und Calamus[1] bestand, die in feinstem Olivenöl aufgelöst waren.

Im Hohen Liede und in den Psalmen wird viel von Salben als einem Zeichen der Freude gesungen. Die Salbe wird auch geradezu „Freudenöl" genannt. (Psalm 45, 8, Jes. 61, 3.)

Zur Zeit Christi war es Sitte, den Gast zu salben (Luk. 7, 46), ganz ähnlich wie im alten Griechenland dem Gast zuerst ein Bad geboten wurde, nach dessen Benutzung ihn Sklavinnen salbten.

Natürlich ist die Sitte des Salbens auch nach Rom gelangt. In den Dichtungen der Römer ist von arabischen Spezereien,

[1] Myrrhe = erhärtetes Harz bestimmter Bäume, namentlich des Balsambaumes (Afrika, Indien, Arabien); Cinnamomum=Zimtbaum (Indien), Kassia = Öl eines besonderen Zimtbaumes; Calamus = Rohr.

assyrischen und syrischen Narden die Rede. Narde ist zu einer Salbe verarbeitetes Material aus den Wurzelstöcken des Nardenbaumes, wobei der ostindische Nardenbaum die wertvollsten Öle lieferte.

So singt Horaz, Ode 2, 11:

> Warum nicht ruh'n wir, so wie es kommt, da Ros'
> Im Silberhaar (noch darf sie) duftet
> Und die assyrische Nard' es balsamt,
> Wir, frohe Zecher!"

Ja, sogar Adler und Feldzeichen wurden an feierlichen Tagen gesalbt.

Vom Einsalben des ganzen Körpers ist heute im türkischen Orient nichts mehr zu hören, dagegen funktioniert die „Salbe" noch als Haarwasser, Haaröl und Hautcrème auf dem Toilettetisch der vornehmen Orientalin, und auch die Frau des Volkes hat ein Töpfchen, mit dessen Inhalt sie ihre Haare behandelt.

Aber die Öle, Essenzen und Salben des eigenen Landes haben eine schwere Konkurrenz durch die französischen Produkte erhalten, und je vornehmer die Dame sich fühlt, desto mehr verwendet sie die Flaschen, Töpfchen und Seifen von Roger-Gallet, Piver, Pinaud und wie sie alle heißen.

Es ist eine sehr angenehme Sitte des Orients, für frische Luft in den Zimmern zu sorgen. Diese frische Luft wird durch ganz zart wirkende Essenzen oder Räucherwerk ein wenig parfümiert, ebenso werden die Kleider ab und zu durchräuchert, um ihnen an Stelle des stets unangenehmen Stoffgeruches den angenehmeren Geruch des Räucherwerkes zu geben. Die verschiedenen Räucherwerke, sowie einheimische Kosmetika sind heute noch im ägyptischen Basar in Konstantinopel in

größter Auswahl zu haben, während europäische Ware in den großen Geschäften in Pera usw. verkauft wird.

Aber nicht nur des angenehmeren Geruches wegen wird auch heute noch im Orient viel geräuchert, sondern in erster Linie aus einem weitverbreiteten Aberglauben. Tatsächlich wirkt Rauch desinfizierend. Das haben die meisten Völker erkannt. Sehr häufig findet man daher auf der Welt die Sitte, daß Frauen im Wochenbett geräuchert werden, um jeder Sepsis vorzubeugen, die bei der sonst durchaus unsterilen Behandlung leicht eintreten könnte.

Dem mystischen Hang der Menschen genügt natürlich diese einfache Tatsache nicht. Da Krankheiten von Geistern (Dämonen) herkommen, so ist es nötig, diese Dämonen durch Rauch zu vertreiben, eine Idee, die bei den exorzistischen Gebräuchen der katholischen Kirche ja auch bei uns noch vorwaltet.

Einige Gewürznelken auf das Kohlenbecken gestreut, oder auf die Schaufel, auf der ein paar Holzkohlen glimmen, heilen Krankheiten, die durch den bösen Blick entstanden sind. In Persien werden gewisse Kräuter oder Samen von Peganum Harmala (Steppenraute) am Bett von Nervenkranken verbrannt. Die jüdischen Volksärzte verbrennen unappetitlichere Dinge zum Zweck der Heilung, so den Balg eines Wiesels, den Kopf des Aasgeiers und andere Lieblichkeiten, was natürlich einen Gestank verbreitet, vor dem jeder Dämon sicherlich entweicht. Gegen die Pest räucherte einst, wie uns das 4. Buch Moses, Kap. 16, Vers 47 erzählt, Aaron das jüdische Volk. Solche Pesträucherungen sind bis in die neueste Zeit üblich.

Stern[1] erzählt eine hübsche Räucherungsszene in Syrien.

[1] In seinem vorzüglichen Buche: Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei. Berlin 1913, Barsdorf.

„Wenn man in Syrien befürchtet, daß eine Person vom bösen Blick getroffen worden ist, beräuchert man sie in folgender Weise: man nimmt Stroh von den vier Kanten einer Zimmermatte, ein Läppchen von blauem Stoff, ein Stückchen schwefelsaures Kupfer und einen Gegenstand, welcher dem vermeintlichen Urheber der Krankheit gehört. Das alles legt man auf die Kohlenschaufel, zündet es an und zieht magische Kreise um den Patienten."

Gegen den bösen Blick gibt es nur ein Allheilmittel, wenn alle Amulette und sonstigen Schutzmaßregeln versagen: eben das Räuchern.

Zweifellos wirken alle diese Zaubereien in gewisser Hinsicht heilend, nämlich durch die Macht der Suggestion, die viel größer ist als man allgemein annimmt. Der Wohlgeruch, den die Orientalen über alles lieben, vermittelt ihnen schon die Vorstellung einer gewissen Sicherheit gegen Dämonen. Die Orientalen betrachten Wohlgerüche sehr mit Recht als suggestive Aphrodisiaka und verwenden sie zahlreich in diesem Sinne.

Auf die Haare der Frauen müssen wir noch mit einigen Worten zu sprechen kommen. Der Orientale schätzt üppigen Haarwuchs außerordentlich hoch. Schon die Bibel enthält zahlreiche Stellen, in denen reicher Haarwuchs der Frau gerühmt wird.

Die Mittel zur Erhaltung der Haare und zur Förderung ihres Wuchses sind daher zahlreich im Orient, wenn auch meist da, wo fehlende Haare durch neues Wachsen ersetzt werden sollen, ebenso wirkungslos wie bei uns.

Der Prophet selbst hat den Tod als Strafe dafür gesetzt, wenn einer „das Antlitz einer Frau durch Vernichtung der Haare verunstaltet". Er hat aber auch verflucht „alle, die mit

falschen Haaren handeln, und die, welche von falschen Haaren Gebrauch machen". Da sind nun allerdings manche Sünder und Sünderinnen vorhanden, namentlich in Bagdad.

Selbstverständlich sind auch Haarfärbemittel in Verwendung. Alte Frauen, namentlich bei den Fellachen, färben sich ihr weißes Haar mit Henna rot. Indigo mit Galläpfeln, Weinstein und Henna vermischt, soll eine herrliche schwarze Färbung geben und monatelang halten. Ich bitte aber meine Leserinnen, keinen Versuch damit zu machen. Die Dosierung ist sehr wichtig, und die Geschichte könnte sonst grün werden! Perserinnen färben ihr Haar gerne mit Henna rot, oder rabenschwarz mit der sogenannten Rengpaste[1].

Haare auf der Oberlippe kommen bei Frauen des türkischen Orients sehr häufig vor. Ältere Frauen findet man mit direkten Schnurrbärten. Diese Haare, sowie sämtliche Haare am übrigen Körper der Frau, mit Ausnahme der in der Achselhöhle, werden teils „wegen der Schönheit", teils aus rituellen Gründen epiliert, durch Auflegen von Salben[2] entfernt oder im Bade rasiert.

Die Vorliebe für süße Speisen und Schleckereien aller Art schadet den Zähnen der türkischen Frauen sehr und man findet bei den vornehmen Damen viel falsche Zähne, beim Volk viel zahnlose Frauen.

Die Zahnbürste ist noch wenig bekannt im Orient, an ihrer Stelle wird Suak verwendet, das ist der Bast von den Wurzeln des Walnußbaumes, der in fingerbreiten Streifen in Rollen ge-

[1] Aus dem Pulver einer Indigofera hergestellt.

[2] Aurumsalbe, in der Hauptsache aus Auripigment (gelbe Arsenblende) bestehend, die auch als Depilatorium in unserer Kosmetik reichlich Verwendung findet.

wickelt ist. Er färbt Zahnfleisch und Lippen rot, desinfiziert aber wohl nicht und ist nicht gerade sehr appetitanregend im Gebrauch. Bei Levantinerinnen ist es zudem üblich, fortwährend Mastixharz (vom Mastixbaum der Insel Chios) zu kauen, um die Zähne schön weiß zu erhalten.

Die Handpflege endlich ist nur in den obersten Schichten der Gesellschaft üblich. Man hat viel Gelegenheit im Orient, schöne Hände, diese große Zier einer schönen Frau, zu beobachten. Ohne schöne Hände erscheint mir Frauenschönheit nicht vollendet. Hier versagen die sonst schönen Jüdinnen. Sie haben oft stumpfe, kurze Hände und manchmal krallenartige Nägel. Dagegen findet man bei Türkinnen und Araberinnen Hände, die trotz der Spuren der Arbeit ihre natürliche schlanke Schönheit sich bewahrt haben. Auch die Levantinerinnen, die entweder schmutzige Hände (das gräßlichste an einer Frau), oder außerordentlich sorgsam gepflegte Hände haben, zeigen meist edle Formen der Hände, selbst unter dem Schmutz. Wie alles muhammedanische Leben religiös beeinflußt ist, so auch . . . die Kosmetik. Der Prophet, der selbst ein großer Kenner der Frauenschönheit war, hat den Frauen sieben Schönheitsmittel erlaubt, allerdings mit dem beengenden Zusatz: um den Gatten zu fesseln. Diese sieben sind: Haarlocken auf der Stirne, Schönheitspflästerchen, rote und weiße Schminke, Rußpulver für die Lider, Haarfarbe für die Brauen, Henna.

Wir unterziehen auch das Bad noch im Kapitel Schönheitspflege einer kurzen Betrachtung, indem wir die Anschauung vertreten, daß Reinlichkeit eine der wichtigsten Arten der Schönheitspflege ist. Pythagoras schon zog aus der körperlichen Reinlichkeit eines Menschen Schlüsse auf die Reinlichkeit seiner Seele und seines Geistes. Das Bad ist, selten zu Hause, meist

in Badehäusern eingenommen, gesellschaftlicher Treffpunkt der Türkinnen. Die Reinlichkeit kommt erst nach der Neugierde, die in erster Linie im Bade befriedigt wird. Jede kleinste Provinzstadt hat ihr Bad, Konstantinopel deren hunderte.

Die Einrichtung türkischer Bäder ist oft genug geschildert worden. Uns ist es vielmehr um die Frau zu tun, die zum Bade geht. Wir würden, wenn wir die Karawane, die zu diesem Zweck von zu Hause aufbricht, ansehen, eher auf den Beginn einer Weltreise oder auf ein Fortgehen in die Verbannung schließen denn auf einen Badegang. Teppiche und Betten, Bündel mit Wäsche, Körbe voll Eßwaren, werden von den Dienerinnen die Straße entlang geschleppt, dann alle Kinder vom Säugling bis zur großen Tochter und die ganz kleinen Buben. In Hinsicht darauf, wie lange Buben mit ins Frauenbad genommen werden, herrschen verschiedene Anschauungen. Jedenfalls nicht mehr nach dem Feste der Beschneidung, was oft schon im neunten Lebensjahr stattfindet.

Inmitten dieser beweglichen Pracht — watschelt — die Besitzerin.

Wenn man dann allerdings feststellt, daß eine Türkin vormittags, oft schon früh ins Bad geht und dies erst am späten Nachmittag verläßt, daß sie sich im Bade Bekannte einlädt oder mit ihnen zusammentrifft, und nach dem Bade alles erzählt haben muß, was ihr am Herzen lag, und alles gehört haben muß, was ihr von Klatsch und Tratsch noch nicht bekannt war, dann versteht man die Ausrüstung und die Vorbereitungen.

Jedes türkische Bad hat Wiegen, in denen die kleinsten Besucher geduldig oder ungeduldig warten, bis ihre Mütter genug geplaudert . . . will sagen gebadet haben.

Im großen Eingangsraum ziehen sich die Frauen aus, übergeben ihre Wertsachen der Kassierin und bummeln herum oder trinken Kaffee und beginnen die Unterhaltung. Bekleidung: nichts oder ein weiches Tuch. Man geniert sich ganz und gar nicht voreinander. Das eigentliche Bad zerfällt dann in zwei oder drei Räume, in deren letztem eigentlich gebadet wird. Das heißt, in einem Raum, dessen Boden erhitzt ist, stehen oder sitzen die Frauen auf hölzernen Rosten (der Boden wäre für direkte Berührung mit der Haut viel zu heiß) und begießen sich mit warmem Wasser, das aus Wasserleitungen herausströmt. Der ganze Raum ist dermaßen in Dampf gehüllt und seine Luft so heiß, daß man sehr bald aus allen Poren schwitzt und durch kalte Limonade sich vor dem Hitzschlag bewahren muß.

Hier oder in einem Nebenraum erfolgt dann das Frottieren oder Massieren[1] durch nackte Badedienerinnen, die Meisterinnen ihrer Kunst sind. Nach dem Bade geht die Türkin wieder in den Empfangsraum oder in einen besonderen Gesellschaftsraum, wo sie, auf ihren eigenen Kissen hingestreckt, die Zeit mit schläfriger Verachtung straft, plaudert (dies immer, auch natürlich mit der Badedienerin, die ja gerade deshalb „alles" weiß), raucht, dann ißt, Kaffee trinkt und tändelt.

Mit dem Bade sind eine Unzahl von abergläubischen Gewohnheiten verbunden, die wir hier nicht mehr besprechen wollen. Wir kämen sonst in Versuchung, eine ganze Dämonologie abzufassen.

[1] Der Ausdruck „massieren" kommt aus dem Arabischen mass = sanft berühren. Schon im chinesischen Werk Kong-fu, 2700 Jahre vor Christus, werden die Grundsätze des Massierens eingehend behandelt.

Auch die erotischen Verirrungen, die speziell im türkischen Orient bei beiden Geschlechtern in erschreckendem Maße herrschen, werden durch die Bäder begünstigt, die an und für sich erschlaffen und verweichlichen.

Omer Haleby, der berühmteste türkische Liebespsychologe, sagt darum, daß das türkische Bad in der Form, wie es als Gesellschaftsbad üblich ist, vom moralischen Standpunkt aus höchst schädlich ist, ja er macht das Bad direkt dafür verantwortlich, daß „ihr, o, Türken, ihr einstmaligen Eroberer der Welt, zu einer degenerierten Nation geworden seid". Ich muß die Verantwortung für diese Äußerung Omer Haleby überlassen.

Die Frauenschönheit in der Dichtung

Eine notwendige Operation des Dichters ist die Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen.

Schiller, Prosaische Schriften

Anastasius Grün schrieb in einem Gedichte:

„Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht, als der letzte Dichter,
Der letzte Mensch hinaus."

Dichten in des Wortes breitester Bedeutung tut jeder Mensch zum mindesten einmal in seinem Leben, wenn er liebt, und dann noch einmal, wenn er sich an ein vergangenes Glück erinnert. Wer das nicht einmal da kann, der verdient kaum den Namen Mensch. Er braucht, um zu dichten, gar keine Gedichte zu schreiben. Das ist schon wieder eine Sache für sich. Nur empfinden, daß etwas schön ist und diesen Gegenstand der Empfindung in Gedanken und wachen Träumen idealisieren, nur fühlen, daß etwas Schönes unwiederbringlich verloren ist — und in seinen Gedanken und wachen Träumen das Verlorene mit Erinnerung wie mit einem Kranz von Blumen umgeben, das ist schon Dichten.

So dichtet das Volk, so dichtet der Beduine, der in einsamer Wüstennacht die Trennung von der Geliebten empfindet und dieser Empfindung durch ein Bild, einen Vergleich — einen Seufzer Ausdruck gibt.

So muß jeder Mensch dichten können, wenn man ihn nicht bedauern soll.

Ist dann das, was ein Mensch dichtet, so schön, daß andere sich daran entzücken, und trifft es die Gefühle des Volkes oder gar der Menschheit so, daß der Dichtende eine Art Herold der Menschheitsempfindungen wird, dann mag man ihn einen „Dichter" nennen.

Die Dichtung eines Naturvolkes hat fast stets drei Motive: Kampf, Freundschaft und Liebe. Und wenn wir diese drei Begriffe recht weit fassen, so beherrschen sie auch die Masse des von einem Volke auf höchster Kulturstufe Gedichteten.

Die Liebe aber ist das größte, unerschöpflichste Motiv. Ein Liebeslied ist nicht nur eine Huldigung an die Geliebte, ein Trost, ein Schmerz, eine Klage oder ein Jubel im Herzen des Dichters — es ist in seinen tiefsten Tiefen, die weit unter der Bewußtseinsgrenze liegen, ein Lied an die Natur, an den Urquell alles Lebenden, eine lautgewordene Sehnsucht nach ewig währender Empfindung, eine traumhafte Ahnung von der Unsterblichkeit des Lebens.

Was das Auge des Dichtenden sieht, dem gibt sein Mund oft Ausdruck durch den Vergleich. Urälteste dichterische Methode! Durch den Vergleich erweckt der Dichter eine Vorstellung und durch die lebendige Vorstellung zieht er den Gegenstand seiner Dichtung ganz nahe an das Herz des Lauschenden.

Wenn wir untersuchen wollen, wie die Schönheit der türkischen Frauen in der Dichtung gepriesen wird, und damit zu

einem dichterischen Schönheitsideal gelangen wollen, ein Unternehmen, das wir in diesem Buche nur ganz flüchtig bewerkstelligen können, so werden wir dem Vorherrschen des Vergleichs auf Schritt und Tritt begegnen. Das Auge der Geliebten wird nicht dadurch wesentlich idealisiert, daß man es schwarz nennt, dagegen dichtet der Koran bereits, wenn er in Sure 56, Vers 22, von den Glückseligkeiten der im Glauben Gestorbenen sagt, daß sie haben werden „großäugige Huris, gleich verborgenen Perlen". Stärker noch wirkt der persische Dichter Rumi, der ein Mädchen ihrer Augen wegen preist und ein Veilchen mit ihr vergleicht:

„Ich sah im Garten ein Veilchen,
Dessen Blätter von Tautropfen glänzten.
Gleich war das Veilchen einem schwarzen Mädchen,
Von dessen Augenwimpern Tränen rinnen."

Mit Gazellenaugen oder mit der Schärfe des Schwertes, mit dem Schmachtenden einer Narzisse oder mit den Strahlen der Sonne vergleichen orientalische Dichter schöne Frauenaugen.

„Wie Mareid Abda'l Mumin
Ben Alis scharfes Schwert,
So verwundet ihr Blick
Des Liebenden Herz"

sagt ein Dichter und ein anderer setzt diesen Vergleich gewissermaßen schon als bekannt voraus, indem er ihn weiter ausführt:

„Was den Schwertern ist die Scheide,
Sind den Augen die Augenbrauen."

Wir würden eigentlich Augenlider als entsprechender betrachten, müssen uns aber, da uns das Original des Gedichtes nicht zur Verfügung steht, auf diese Übersetzung verlassen. Das durch die Blicke wie durch Schwerter „Getötetwerden" ist ein häufiges Motiv orientalischer Dichtung. Gjerir singt:

„Schmachtende Augen haben uns getötet
Und uns nachher ins Leben nicht zurückgerufen."

Und Montannabi:

„Sie schießen mit Pfeilen, deren Gefieder die Augenwimpern sind
Und dringen in die Herzen ein, ohne die Haut zu ritzen."

Der persische Dichter Hafiz vergleicht einmal den Blick eines Mädchens mit der Schärfe eines gezückten Degens und Montannabi überschreitet fast die Grenze des Geschmackvollen, wenn er sagt:

„Des Mädchens Blicke sind in Schwerter verzaubert,
Deren Schärfen von meinem Blute ewig triefen."

Diese schwertscharfen Blicke kommen in den klassischen arabischen und persischen Dichtungen ungezählte Male vor. Der Begriff wird fast stereotyp, etwa wie die vergleichenden Eigenschaftsworte bei Homer.

Da ist nun freilich ein gewaltiger Unterschied zu dem anderen Vergleich mit Gazellenaugen oder gar mit Narzissen, der fast ebenso oft in der Dichtung vorkommt.

Montannabi vereinigt trotzdem einmal beide Vergleiche, wenigstens in Gedanken, wenn er sagt:

„Wie viele sind Märtyrer ihrer Gazellenaugen geworden."

Es würde uns zu weit führen, auf die sehr interessanten Parallelen einzugehen, die sich in diesem ganzen Kapitel mit griechischer und römischer Dichtkunst anbieten.

Auch ein türkischer Dichter, Ibrahim Bassa, verwendet ein ähnliches Bild in einem glühenden Liebesgedicht, das er an die älteste Tochter Sultan Achmed III. richtet. Es heißt da:

„Ein Pfeil aus deinen Augen hat mein Herz durchbohrt"

und an anderer Stelle

„Deine Augen sind schwarz und liebenswert
Aber wild und stolz wie die Augen eines Hirsches."

Wenn wir diesen Schilderungen der Augen im Allgemeinen Beifall spenden können, so tritt ein Unterschied des Geschmackes bei der Nase ein. Firduzi geht noch an:

„Ihre gerade Nase liegt in geradem Ebenmaße ausgestreckt."

Unangenehmer wirkt schon ein anderer Dichter, der die Nase der Schönen mit eines Degens Spitze vergleicht. Ganz unannehmbar aber ist das Hohe Lied, in dem es heißt:

„Deine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gegen Damaskus siehet."

Das scheint mir denn doch von einer Nase wenig erfreulich zu sein.

Lieblicher sind die Vergleiche, denen die Wangen unterzogen werden. Diese sind „wie der Vollmond" oder „sie stehlen der Sonne ihren Glanz". Am häufigsten werden sie mit Rosen verglichen. Da singt Hafiz:

„Die Rose verfärbt sich beim Anblick ihrer Wangen,
Des Jasmins Silberknospe erblaßte."

Auch mit dem Rot des Weines finden sich Vergleiche, wogegen bleiche Wangen Narzissen und Anemonen an die Seite gestellt werden.

Die größte Begeisterung erwecken schöne Zähne. Sie sind Perlen, Perlenschnüre oder Perlen an einer Korallenkette. Der arabische Dichter Hariri preist sie mit folgender Strophe in einem vielfachen Vergleich:

„Ihre schönen Zähne glänzten wie Perlen, Hagelkörner
oder ein Tropfen edlen Weines
Weiß schimmernd wie Kamillen oder Palmenblüte."

Das Hohe Lied aber sagt mit enormer Kraft der Anschauung:

„Deine Zähne sind wie eine Herde beschorener Schafe, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen und ist keines unter ihnen unfruchtbar."

Die Lippen sind Korallen, Blüten einer offenen Rose, Karneole, Rubine, Blutstropfen auf weißen Narzissen.

Ja selbst der Speichel entgeht nicht dichterischer Betrachtung. Er gleicht dem frischen Wasser oder Wein und Honig, weshalb die Küsse so süß sind.

Montannabi ist darin Spezialist. Ich lasse hier verschiedene Stellen seiner Gedichte folgen.

„Als sie mich küßte, schmeckte ich Wasser des Lebens auf auf ihren Lippen."

„Ist das Tau deiner Lippen, oder Wasser aus den Wolken, oder Wein, was in meinem Munde eiskühl ist, aber im Herzen wie eine glühende Kohle brennt?"

„Das Wasser ihres Mundes wird entehrt, vergleicht man es mit des Honigs Süße."

Auch die alten Juden waren Kenner. Das Hohe Lied singt (Kap. 4, Vers 11):

„Deine Lippen, meine Braut, sie triefen von Honigseim; Honig und Milch ist unter deiner Zunge."

Bis zum letzten Ende kostet Ibn Doreid das Bild:

„Als mit mir scherzte eine zarte und weiche Schöne, ward ich heftig krank,
aber durch einen ihrer Küsse wieder bald gesund,
die wie roter Wein mit Wasser untermischt mir schmeckten,
und die kosten kann, wer ihren kühlen Speichel schlürft,
der zwischen ihrer Zähne Weiße und der Lippe dunkeler Farbe bebt."

Einem eigentümlichen Vergleich unterliegen die Haare. Ein arabischer Dichter schwört bei allen Schönheiten der Geliebten und sagt unter anderem:

„Bei den Skorpionen, die von ihren Haaren hängen
Und wie mit Gift getränkt
Die Liebhaber bei ihrer Trennung töten."

Ein anderer singt einfacher:

„Das Moschushaar, in wallenden Stengeln gekräuselt,
Spielet in der Luft und scherzet,
Wenn es losgebunden flattert."

Auch das Grübchen am Kinn findet Bewunderer. Das ganze Gesicht wird häufig mit dem Mond verglichen, der Hals, auch im Hohen Liede, mit einem Turme oder weißem Marmor.

Die Brüste erhalten oft die Bezeichnung elfenbeinweiß oder lilienweiß, sie sind Granatäpfel, Schneehügel, Zwillingsrehe (Hohes Lied), Spiegel, Quellen, Schalen, elfenbeinerne Gefäße, silberne Tassen, gefüllt mit Süßigkeit.

Die ganze Figur wird mit der Fichte, der Zypresse, der Palme oder anderen schlanken Bäumen verglichen, aber die Hüften müssen im Gegensatz zu diesem ganz schlanken Leib so breit als nur möglich sein. Montannabi drückt das Schönheitsideal am klarsten aus, indem er von einem Weibe sagt:

„Sie ist ein Zweig, der auf zwei Sandhügeln der Wüste ruht."

Auch hier kommt unser Geschmack nicht mehr mit. Mir imponiert beispielsweise folgende Schönheit Montannabis gar nicht:

„Zwei Granatäpfel (Brüste) bog mir entgegen ein Muskatenreis (Oberkörper), gewiegt vom Mond (Gesicht) und von den Lenden festgehalten."

und „Sie watschelte und schwankte im Gehen, daß man fürchtete, sie falle; aber die dicken Lenden erhielten sie im Gleichgewicht."

Oder wenn ein anderer Dichter deshalb fast verrückt vor Entzücken wird, weil seine Schöne mit ihren starken Hüften kaum zum Zelte hereinkommt, so muß ich ihn mit diesem Entzücken allein lassen.

Die Arme werden mit zarten Gliedern von Gazellen und Gemsen, die Beine mit Säulen oder Palmröhren verglichen, aber es scheint mir, als wenn hier die Dichter weniger inter-

essiert wären. Vom Fuße wird selten gesprochen. Dagegen gefallen sich die Dichter in eingehender Schilderung weiterer Details des weiblichen Körpers (auch das Hohe Lied), die zu besingen unserem Gefühl von Anstand nicht mehr entspricht. Was dem Liebesplaudern und Flüstern möglich ist, wirkt brutal, wenn es gedruckt ist oder vor einer Masse von Menschen gesprochen wird.

In dieser Hinsicht ist aber die türkische Frau ganz unempfindlich.

∴

Es mag auffallen, daß wir in unseren Zitaten nur ganz alte arabische und persische Dichter angeführt haben. Diese sind aber für den heutigen Geschmack maßgebend geblieben. Die eigentlichen türkischen Dichter sind diesen Vorbildern weit unterlegen, wenngleich sie in der Blütezeit osmanischer Dichtung im 16. Jahrhundert unendlich viel dichteten. Aber was sie schufen, war wenig originell. Selbst von Athaji (gestorben 1635), der zu den berühmtesten zählt, sagt Schweiger-Lerchenfeld in seinem Werk über die Frauen des Orients mit Recht: „Auch er verdankt, wie so viele andere seiner Konnationalen, seinen Ruhm der Fertigkeit, mit der er die Werke persischer Dichter in die osmanische Literatur einschmuggelte."

Nach dieser Dichterperiode wird die osmanische Poesie im 17. Jahrhundert steril. Bänkelsänger und Troubadours treiben ein wenig kraftvoll-poetisches Wesen.

Wie sehr wir mit Recht die alten arabischen und persischen Dichter als dauernd maßgebend für den Geschmack bezeichnet haben, geht aus einer Untersuchung der poetischen Vergleiche hervor, die unsere Leser an einem der bekanntesten Maani (Ständchen) dieser späteren Zeit vornehmen können.

Dieſes Lied lautet[1]:

„Ich bin getrennt von meinem Liebchen,
Von ihren Lockenhyazinthen,
Die Berge trennen uns,
Und weit, weit iſt der Weg.

Zucker ſind die Locken,
Zucker ſind die Pfeile,
Zwar ein Henker ſind die Wimpern,
Aber zuckerſüß das Blut.

Die Pfirſiche blüh'n,
Die Roſen glüh'n;
Grauſamer komm, laß dich küſſen,
Da wir uns trennen müſſen.

Dieſe Hügel, Wonnehügel,
Quellenreiche, ſchöne Hügel,
Wer nicht hält des Freundes Bügel,
Wähl' zum Wohnort dieſe Hügel."

Keine alte arabiſche Kraft, keine perſiſche Grazie! Was auch noch ſpäter kommt in der osmaniſchen Dichtung, es erreicht die klaſſiſchen Vorbilder nicht mehr. Es iſt derb-zotiſch, da wo es kraftvoll ſein will, und ſüßlich, da wo es Empfindung bringen will, die es innerlich eben nicht in dem notwendigen Maße hat.

[1] Nach Schweiger-Lerchenfeld, „Die Frauen des Orients".

Die Frauenkleidung

Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.
1. Mos. 2, 25.

Es gibt heute noch völlig nackte Völker. Diese kennen kein Schamgefühl. Nicht durch die Sünde, wie die Bibel meint, ist das Schamgefühl in die Welt gekommen und durch dieses die Kleider, sondern gerade umgekehrt: die Kleider haben das Schamgefühl erzeugt, und dieses richtet sich gar nicht nach irgendwelchem Körperteil, sondern nur darnach, was üblicherweise bedeckt sein muß. Schamgefühl ist reines Mode-Gewohnheitsgefühl.

Darum ist das Schamgefühl durchaus differenziert bei den verschiedenen Völkern und innerhalb dieser nach den verschiedenen Zeiten und herrschenden Modeansichten.

Es gibt zahllose Völker, deren Frauen sich über die entblößten Hälse und Brüste unserer Damen bei großen Hoffestlichkeiten entsetzen und eine derartige Nacktheit als das Gemeinste und Sündhafteste bezeichnen würden. Ich sage ausdrücklich: bei unseren Hoffestlichkeiten, weil wir doch hier die Annahme machen dürfen, daß die Veranstaltung den feinsten Sitten unseres Volkes und unserer Zeit entspricht.

Wenn dagegen bei uns eine Frau nackt baden wollte, würden

die meisten Zuschauer empört sein über diesen Mangel jeden Schamgefühls, obschon unsere eigenen germanischen Ahnen, deren sexuelle Moral weit höher stand als die der Gegenwart, gar nichts dagegen einzuwenden hatten, und Völker, die sich über unser Dekolletieren aufregen, würden im nackt eingenommenen Bade nichts Anstößiges finden.

Unzählige ähnliche Beispiele sind anzuführen. Sie alle sollten uns in der Hinsicht zur Vernunft bringen, daß wir endlich von dem priesterlichen Hochmut uns frei machen, daß unsere Moral die Moral schlechtweg ist, und daß unser Schamgefühl das eigentliche, richtige, feine, unübertreffliche ist.

Wir sollten da in freieres Menschentum aufsteigen und jede Frage des Schamgefühls nicht nach ihrem äußeren Anschein, sondern nach ihren Motiven beurteilen, wenn wir sie schon vor den Richterstuhl unserer Kritik ziehen. Ich gestehe offen, ich habe mich über Nacktheit nie ärgern, sondern meist nur freuen können, wohl aber konnte ich mich empören über den lüsternen Schnüffler, der in der Nacktheit Reizungen seiner jämmerlichen sexuellen Schwäche sucht und seine Geilheit zum Maßstabe für die Wissenschaft, die Kunst und die reine Schönheitsfreude anderer macht.

Wie sehr das Schamgefühl nur abhängig ist von der Gewohnheit der Bedeckung, beweisen die Tatsachen, daß bei einigen Negervölkern das Gesäß, bei einigen Indianerstämmen der Nabel, bei der Chinesin der Fuß und bei der Türkin — das Haupthaar und meist auch das Gesicht die Körperteile sind, über deren Entblößung die größte Scham empfunden wird.

Bei einer Furt an einem kleinen Flüßchen Anatoliens sah ich drei Frauen das Wasser durchwaten. Sie zogen in meinem Beisein alles aus, was ihnen für diese Betätigung hinderlich

erschien und hoben den Rest — sagen wir: hinreichend genug — in die Höhe. Und als sie mich gewahrten, zogen sie, die bisher auch unverschleiert gegangen waren, nur ihr Kopftuch über das Gesicht und gingen seelenvergnügt an mir vorüber. Nach europäischen Begriffen hätte man etwas anderes erwartet.

Eine Dienerin von mir stillte mit entblößter Brust vor meinen Augen ihr Kind, aber ihr Kopftuch — einen eigentlichen Schleier haben die einfachen Leute, wie wir später hören werden, nicht — deckte sie ängstlich über ihr Haar, und wenn ein Strähnchen zu sehen war, wurde sie rot bis in den Hals.

Ich füge hier noch zwei Reiseberichte aus dem achtzehnten Jahrhundert bei, die meinen Erfahrungen vollauf entsprechen.

„Ein Engländer überraschte einmal eine Frauensperson, die sich bei Basra im Euphrat badete, und diese hielt nur die Hand vor das Gesicht, ohne sich zu kümmern, was der Fremde sonst sehen möchte."

„Wenn ich im Sommer durch die Felder in Syrien lustwandelte, stieß ich mehrmals auf Gruppen von Frauenzimmern, die sich nahe bei einer Quelle badeten und wuschen. Sie bewegten sich nicht von der Stelle, nur bedeckten sie sich das Gesicht mit einer Hand."

Folgen wir nun der Behauptung Stratz', der den Satz aufstellt und beweist:

„Der erste ursprüngliche Zweck der Kleidung ist nicht die Bedeckung, sondern allein und ausschließlich die Verzierung, der Schmuck des nackten Körpers. Das Schamgefühl ist demnach keineswegs verursacht durch Entblößung des Körpers, sondern durch das Fehlen des üblichen Zierats. Dadurch wird dann die Tatauierung der Vorläufer der Kleidung."

Und — meine schönen Leserinnen, erschrecken Sie nicht, die

Schminke ist der letzte Rest der Tatauierung, trotz der Kleidung. Wir fanden im Orient ja noch gröbere Formen des Schminkens, direkte Bemalungen, selbst richtige Tatauierungen, von denen wir in einem früheren Kapitel sprachen.

Bleiben wir einige Augenblicke bei der Bedeckung des Gesichtes und des Haupthaares. Diese erfolgt im Orient — aber nicht bei allen Orientalinnen — in dreifacher Form[1].

1. Der Kopf ist durch eine nonnenartige Haube völlig bis auf das Gesicht eingeschlossen. Von dieser Haube fällt aus der Stirngegend ein mehr oder weniger dichter Schleier aus Gaze über das ganze Gesicht herab. Der Schleier ist meist schwarz, auch wenn das Kostüm, das mit der Haube in der Farbe übereinstimmt, buntfarbig ist. Diese Art Schleier tragen die Damen und die „besseren" Frauen.

Eine Variante stellen die Schleier aus Tierhaargeflecht (meist Roßhaar) dar, die in Bagdad und auf der Sinaihalbinsel getragen werden.

2. Der Kopf ist von einer ähnlichen, im Faltenwurf einfacher gehaltenen Haube umhüllt. Die Ränder der Haube sind über das Gesicht gezogen, so daß knapp die Augen, die Nase und der Mund frei bleiben, oder ein buntes dünnes Tuch ist unter der Haube oder ohne Haube um den ganzen Kopf einschließlich des Gesichtes gewickelt, und ein einziges kleines Loch ist vor einem Auge vorhanden. Diese Schleier oder diese Art Kopftücher tragen die Bäuerinnen und einfachen Frauen des Volkes.

[1] Schon hier wollen wir bemerken, daß es ganz unmöglich ist alle Variationen und Vorkommnisse in der Frauenkleidung des türkischen Orients in diesem Buche zu besprechen. Wir wollen unseren Lesern nur einen Überblick geben und versuchen, das ohne sie zu langweilen, fertig zu bringen.

3. Der Kopf ist mit einer eleganten Haube bedeckt, die vorn bis an die äußeren Ränder des Gesichtes reicht. Von unten her ist ein weißer Schleier über Mund und Nase gebunden, der die Augen und die haarfreien Partien der Stirne freiläßt. Diesen Schleier, den man in Ägypten häufig findet, tragen in der Türkei nur die Damen des kaiserlichen Harems, die sich, nebenbei bemerkt, fast immer nur im Wagen zeigen und, wenn sie ganz ausnahmsweise einmal zu Fuß gehen, von einem oder mehreren unglaublich blöde aussehenden Eunuchen begleitet werden.

Muhammedanerinnen, die keinen Schleier tragen, finden sich im Sultanat Oman, wo nach Aussage von Reisenden die schönsten Frauen von Asien zu finden sind. Sollte hier die Schönheit über die Orthodoxie gesiegt haben? Auch bei vielen Beduinenstämmen und bei den Kurden tragen die Frauen keinen Schleier.

Viele Nichtmuhammedanerinnen legen trotzdem den Scharschaf (Haube) und den Schleier an, wenn sie ausgehen, weil sie dadurch vor allen Belästigungen geschützt sind. Ich glaube, daß man nur in Amerika so höflich mit Frauen ist wie in der Türkei, hier allerdings nur mit den verschleierten. Europäerinnen, die nicht verschleiert gehen wollen, sollen nie ohne Herrenbegleitung die Städte verlassen. Auch in der nächsten Umgebung sind sie keineswegs sicher vor Vergewaltigung, wie unendlich viele Fälle bewiesen haben. Derartige Überfälle auf schleierlose Frauen werden natürlich nur von Männern des niedersten Volkes ausgeübt und von diesen sehr oft „bona fide", das heißt in der naiven Auffassung, daß ein Weib, das so gemein ist, ohne Schleier und Kopftuch zu gehen, wohl oder übel nur eine Dirne sein könne.

Der gebildete Türke ist mit allen Damen sehr zuvorkommend und macht keine Unterschiede zwischen Verschleierten und Schleierlosen.

Ich begegnete auf dem asiatischen Ufer des Bosporus einer levantinischen Dame, die ganz allein in den Gärten und Hainen spazieren ging, unverschleiert und anscheinend schutzlos. Da ich sie kannte, ritt ich auf sie zu und fragte, ob sie sich denn nicht fürchtete. Da zog sie lächelnd aus ihrer Taille einen fünfläufigen Revolver, zielte auf einen der Bäume in dem Hain und schoß ihn mitten in den Stamm. Dann lachte sie und sagte: „Ich habe schon einmal einem so geantwortet, der denkt heute noch daran. Ich fürchte mich nicht. Sobald man schießt, laufen die Kerle alle davon. Ich wohne monatelang allein in meinem Hause, und Sie wissen ja, daß keine türkische Türe schließt. Aber der", darauf barg sie, auf ihn hinweisend, den Revolver wieder an ihrer Brust, „ist stets bei mir. Voilà mon ami qui a beaucoup de feu," schloß sie zweideutig in ihrem levantinischen Französisch. —

Man muß sich eben den Sitten des Landes anpassen. Die levantinische Schöne hat mir gefallen, was einem, wie der Leser aus meinen sonstigen Erörterungen entnehmen wird, bei Levanterinerinnen nur selten geschehen kann.

Verfolgen wir nun ein wenig die Geschichte des Schleiers.

Da ist immer bei allen türkischen Fragen das erste: Was sagt der Koran? Oder gibt es eine Hadith, die uns Aufschluß vermittelt?

Der Koran, der von Gott seinem Propheten offenbarte, und die Hadith, die gesammelten Aussprüche des Propheten, enthalten wohl für jede mögliche menschliche Tätigkeit und für jeden nur denkbaren Zustand irgend etwas, was man darauf

beziehen kann, womit man urteilen kann, ob eine Handlung dem Gesetz entspricht oder nicht. Allerdings erfordert solche Entscheidung oft die Arbeit des größten Gelehrten und die sind sich, wie das ja auch bei uns vorkommen soll, dann manchmal nicht einig. Auch die Schleierfrage ist solch' eine Doktorfrage, und meine bescheidene Kenntnis des Koran langt bei weitem nicht, sie zu lösen. Ich darf mich damit begnügen, nur einiges ganz unkritisch anzudeuten.

Lange bevor Muhammed auf Erden wallte, war der Schleier bei den Juden schon üblich. Das beweist uns die reizende Geschichte der Rebekka, wie wir sie im 1. Buch Mosis, Kapitel 24, Vers 61—67 finden:

61. Also machte sich Rebekka auf mit ihren Dirnen, und setzten sich auf die Kamele und zogen dem Manne nach. Und der Knecht nahm Rebekka an und zog hin.

62. Isaak aber kam des Wegs vom Brunnen des Lebendigen, Sehenden; denn er wohnte im Lande gegen Mittag.

63. Und war ausgegangen zu sinnen auf dem Felde um den Abend, und hob seine Augen auf und sah, daß Kamele daher kamen.

64. Und Rebekka hob ihre Augen auf und sah Isaak; da stieg sie vom Kamel.

65. Und sprach zu dem Knechte: Wer ist der Mann, der uns entgegen kommt auf dem Felde? Der Knecht sprach: Das ist mein Herr. Da nahm sie den Schleier und verhüllete sich.

66. Und der Knecht erzählte Isaak alle Sache, die er ausgerichtet hatte.

67. Da führte sie Isaak in die Hütte seiner Mutter Sarah, und nahm Rebekka, und sie ward sein Weib, und er gewann sie lieb.

Die Stellen des Korans, die über den Schleier und die Notwendigkeit der Verhüllung handeln, sollen hier noch Platz finden:

Sure 35, 59. „O Prophet, sprich zu deinen Gattinnen und deinen Töchtern und den Weibern der Gläubigen, daß sie sich in ihren Überwurf verhüllen. So werden sie eher erkannt (als anständige Frauen) und werden nicht verletzt. Und Allah ist verzeihend und barmherzig."

Sure 24, 31. „Und sprich zu den gläubigen Frauen, daß sie ihre Blicke niederschlagen und ihre Scham hüten und daß sie nicht ihre Reize zur Schau tragen, es sei denn, was außen ist, und daß sie ihren Schleier über ihren Busen schlagen und ihre Reize nur ihren Ehegatten zeigen oder ihren Vätern oder den Vätern ihrer Ehegatten oder ihren Söhnen oder den Söhnen ihrer Ehegatten oder ihren Brüdern oder den Söhnen ihrer Brüder oder den Söhnen ihrer Schwestern oder ihren Frauen oder denen, die ihre Rechte besitzt (Sklavinnen) oder ihren Dienern, die keinen Trieb haben oder Kindern, welche die Blöße der Frauen nicht beachten."

Eine weitere Stelle des Koran ist wohl wiederholt falsch gedeutet worden. In der 33. Sure, Vers 53, heißt es: „Und wenn ihr sie (die Prophetenfrauen) um einen Gegenstand bittet, so bittet sie hinter einem Vorhang; solches ist reiner für eure und ihre Herzen."

Man hat aus diesem „Vorhang" vielfach die Analogie auf den Schleier gezogen und wollte nun solchen Vorhang auf der Straße ständig vor dem Gesicht tragen. Aus dieser Deutung soll, wie mir Türken versichert haben, die Sitte des von oben nach unten fallenden Schleiers entstanden sein.

Der Prophet hat das aber wohl wörtlich so gemeint, wie er

es ausgedrückt hat. Das Zelt der Türken besteht heute noch häufig aus zwei Teilen: einem vorderen Empfangsraum und einem von diesem durch einen Vorhang getrennten Schlafraum. Betraten nun Männer die Zelte oder Hütten des Propheten, so sollten die Frauen aus dem Schlafraum, durch den Vorhang vor den Blicken der Besucher gedeckt, mit diesen Besuchern, die im Empfangsraum blieben, sprechen.

Der Prophet hatte Grund genug, seine zwölf Frauen vor den Blicken seiner Araber zu schützen. Zügellos waren die Männer der Wüste zur Zeit des Propheten ebenso wie die Weiber. Wer je einen Blick in die erotische Literatur des Orients getan hat, versteht völlig die Besorgnis des Propheten und die Stelle der Hadith:

„Wenn Mann und Frau allein beisammen sind, ist der Teufel der dritte."

Oder jenes arabische Sprichwort:

„Bei drei Dingen ist kein Verlaß: bei Pferden, bei Königen und bei Frauen."

Die Gesetze Muhammeds haben zweifellos die völlig verwilderten Zustände des vorislamitischen Arabiens in wesentlich gesittetere verwandelt und durch die Absperrung der Frauen diese letzteren durch Verringerung der *Versuchungsmöglichkeit* zunächst *geschützt*, im Lauf der Zeit aber mit einem neuen Schamgefühl versehen, was dann, durch die Tradition vererbt, selbst als eine Art Schutz wirkte.

Heute ist eine starke Bewegung *gegen* den Schleier im Gang, was übrigens nicht ganz neu ist. Gleich nach Errichtung der Konstitution 1908 konnte man in Konstantinopel zahlreiche Frauen ohne Schleier gehen sehen. Später ist die Sitte wieder viel strenger geworden, und ich kann mich während des Balkan-

krieges an einen Fall erinnern, wo ein Schutzmann eine elegante Türkin, die ihren Schleier aufgeschlagen hatte, in höflicher, aber sehr bestimmter Weise ersuchte, den Schleier fallen zu lassen, d. h. ihn vor das Gesicht zu nehmen. Die Dame war nicht etwa erschreckt oder empört, sondern empfand diese Aufforderung als eine Selbstverständlichkeit und gehorchte wortlos. Ein vorbeigehender Efendi konnte es sich nicht versagen, seiner moralischen Freude darüber dadurch Ausdruck zu verleihen, daß er dem Schutzmann eine öffentliche Lobrede hielt.

Im Jahre 1915 ist ein Schleiererlaß herausgekommen, der den Frauen das schleierlose Gehen auf der Straße erlaubt, und sogar in einer Form erlaubt, daß die Erlaubnis wie ein Wunsch aussieht. Seitdem kann man wieder mehr Frauen unverschleiert auf der Straße erblicken. Es wird aber wohl noch lange dauern, bis eine so alte Tradition ausgemerzt ist, und was bedeutet dann schließlich die freiere Sitte in Konstantinopel? Das ist noch lange nicht die Türkei. In den kleinen Provinzstädtchen hängen, wie das bei uns ja auch der Fall ist, die Menschen noch viel mehr am Althergebrachten als in den großen Weltstädten. Konservative Geistliche werden in dem Aufgeben der Tradition einen Eingriff in die Religion sehen und wenn sie auch selbst nicht mehr die Macht haben, öffentlich dagegen aufzutreten, dann werden sie auf tausend nichtöffentlichen Wegen ihren Einfluß doch geltend machen, um den Widerstand gegen die Freiheit gerade bei denen mobil zu machen, denen diese Freiheit zugute kommen soll, nämlich bei den Frauen selbst. Es gibt eine Reihe von Türkinnen, die über diesen Schleiererlaß ebenso empört sind, wie es etwa unsere Damen wären, wenn ihnen eine Verfügung der Regierung anbefehlen würde, von nun an zu gründlichster Stoffersparnis in Hosen spazieren zu gehen.

Die türkischen Schleierreformer können sich aber mit jenem Gedanken trösten, dem jedenfalls die Macht der Erfahrung zur Seite steht, daß alles Neue stets Schwierigkeit fand, sich durchzusetzen, daß aber, ernstlich gewollt, noch stets das Neue den Sieg über das Alte davongetragen hat und daß es wohl auch so mit der Schleierfrage der Fall sein wird.

Etwas sehr Gutes hat der Schleier gerade im Orient an sich gehabt. Er hat das Gesicht der Frau vor den verbrennenden Strahlen der Sonne geschützt und hat die Haut weiß und rein gelassen. Das wird sich vielleicht ohne Schleier ändern, und manche Schöne der Zukunft wird, wenn sie verzweifelt Mittel gegen Sommersprossen und andere unliebsame Wirkungen der Sonne anwendet, mit Schmerz an die Zeit zurückdenken, wo man noch im Sonnenbrand des Sommers dichte Schleier tragen durfte, die das Gesicht so gut schützten. Denn da besteht gar kein Zweifel: wenn es einmal Mode geworden ist, ohne Schleier zu gehen, dann kann die Türkin, wenn sie nicht vor ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen rückständig erscheinen will, keinen Schleier mehr tragen. Die Erlaubnis der Regierung wird dann zu einem Befehl der Mode, und Modebefehle werden im Orient, wie bei uns, von den Damen mit einer Pünktlichkeit befolgt, die sie den Geboten des Staates in der Regel nicht entgegenbringen. Der ungesetzliche Sinn der Frau, eine auf der ganzen Welt deutlich erkennbare Erscheinung, wird nur von der Mode überwunden, nie vom Steueramt, nie von der Polizei.

Für den schwärmerischen Fremden wird die Beseitigung aller Schleier der Beseitigung aller seiner Illusionen gleichkommen. Denn wenn so ein recht „Grüner" nach dem Orient kommt, dann vermeint er hinter jeder Verschleierten zum mindesten eine Kleopatra und läßt sich nur schwer davon überzeugen,

daß, wenn man die Schleier entfernte, neunzig Prozent ganz gewöhnliche und wenig anziehende Gesichter zutage kämen. Es geht da so ähnlich wie auf den alten Maskenbällen, wo einer nach vielstündigem glühenden Poussieren mit einer Maske um Mitternacht entdeckt, daß es seine eigene Schwiegermutter war.

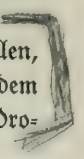
Dies allen zur Warnung, die lediglich bewaffnet mit der Lektüre von „Tausend und eine Nacht" in den Orient kommen.

Die Frau versteht es meisterhaft, aus jeder Not eine Tugend zu machen — manchmal auch aus einer Untugend eine Not, aber das gehört nicht hierher.

Der mantelartige Überwurf, den die Türkin über ihre Toilette auf der Straße legen muß, und gar die kapuzenartige Kopfverkleidung sehen keineswegs „reizvoll" aus, und doch gelingt es den Türkinnen, selbst als „Gespenst", wie sie Loti nicht unrichtig nennt, graziös zu sein. Natürlich nicht allen, aber etwa ebenso vielen wie bei uns. Sinn für Grazie ist den Orientalinnen eigen, während ihnen Geschmack meistens fehlt. Das ist nun kein Widerspruch. Man kann entsetzlich geschmacklos angezogene Frauen — ach, wie viel bei uns! — sehen, die doch die natürliche Grazie ihres Körpers einfach nicht durch die Geschmacklosigkeit ihrer Kleidung ruinieren können.

Die Türkin leistet nun in der koketten Verwendung ihrer Kapuze und ihres Schleiers das denkbar Größte. Da sind Fältchen und Bauschen, Nadeln und Nähte, die alle in Diensten der Koketterie stehen. Da wird ein Köpfchen trotz seiner Verhüllung doch so aus den Schultern gehoben, daß man förmlich durch die Kapuze durch ein zartes Hälschen zu sehen vermeint oder einen frech-lieben Ruschelkopf. — Und der Überwurf, der so viel verhüllt, zeigt doch im Zug, in den Falten

und in tausend Mitteln einer klugen Schneiderin, daß ein reizendes Figürchen (bei Mädchen) oder eine üppige Frau mit den die Orientalen entzückenden breiten Hüften im Innern der Gespensterkleidung atmet, fühlt, hofft, erwartet.



Täglich vermag der aufmerksame Beobachter festzustellen, daß der Schleier der Frau dient und nicht die Frau dem Schleier, auch daß die Dünnheit des Schleiers in direkter Proportion steht mit der Schönheit seiner Trägerin.

Im alten Arabien lebte bald nach des Propheten Tod eine wunderschöne, reiche und vornehme Frau Aïscha, mit dem Zunamen die Jüngere, im Gegensatz zu Aïscha der Älteren, der Lieblingsfrau des Propheten. Aïscha die Jüngere war die Nichte Abu Bekrs, eines der Schwiegerväter des Propheten. Sie legte niemals einen Schleier an, obwohl das zu jenen Zeiten streng geboten war. Sie wies alle Vorwürfe, die ihr deshalb gemacht wurden, mit dem Bemerken ab, daß ihr Allah die Vorzüge ihrer Schönheit wohl nicht deshalb gegeben habe, damit sie vor der Welt verborgen blieben. Was hilft alle Logik und alle Gottesgelahrtheit, wenn eine schöne Frau nicht will? Sie will einfach nicht, und damit sind alle göttlichen und menschlichen Gesetze erledigt. Aïscha bekam trotz oder infolge ihrer Freizügigkeit drei Männer nacheinander, und noch als Matrone gab sie einen Beweis ihrer sieghaften Schönheit durch folgenden Vorfall. Der Statthalter von Mekka, der in sie verliebt war, hatte den Beginn der Gebete am Tage der großen Zeremonie, wo vor der Kaaba an die Hunderttausend versammelt waren und warteten, deshalb verschoben, weil Aïscha mit ihrer Staatstoilette noch nicht fertig war. Diese zarte Rücksicht kostete dem Statthalter allerdings seine Stellung, und die Geschichte berichtet nicht, ob ihn Aïscha für dieses Opfer hinreichend belohnt

habe. Unsere Damen, die zu Konzerten, Theatern und Einladungen stets zu spät kommen, haben also an der großen Aïscha ein herrliches Vorbild und können sich von nun an auf diese berufen. Die einzige Vorbedingung: sie müssen auch so schön wie Aïscha sein.

Kehren wir nach diesen historischen Seitensprüngen wieder zu unserer Abhandlung von der türkischen Kleidung zurück.

Das höchste Raffinement der Frauenkleidung liegt darin, daß sie den Betrachtenden mit einem leisen Lächeln fragt: Siehst du, was ich verdecke? Der nackte Körper ist viel naiver, ruhiger und „moralischer", wenn man es so nennen will, als der raffiniert angezogene, selbst wenn der bedeckende Stoff über dem Scheitel zusammenschlägt.

Die Kleidung der Türkin, die sie unter ihrem Straßenüberkleid an hat, ist sehr verschieden. Die moderne Dame trägt den „dernier cri de Paris", manchmal auch nicht gerade den allerletzten, und ist im übrigen gekleidet wie eine Europäerin.

Die einfachen osmanischen Frauen tragen ein langes gelbes oder rotes Hemd mit einem vorn zuknöpfbaren Hals- und Brustschlitz. Über das Hemd werden weite, bauschige, bis zum Knie, manchmal auch bis zum Knöchel reichende Beinkleider getragen, die um die Taille mit einem Tuchgürtel befestigt werden. Über diese Unterkleidung wird das Oberkleid angelegt, das, mantelartig und lang, mit Ärmeln, die an den Handgelenken weit nach unten geöffnet sind (wie japanische Kimono), versehen ist und mit einem schärpenähnlichen Schal um die Hüfte zusammengehalten wird.

Es werden viel wollene Strümpfe getragen, zu Hause Pantoffeln, auf der Straße meist nach europäischem Muster gefertigtes Schuhzeug. Doch sieht man in der Provinz noch

häufig die alttürkischen, sockenartigen Schuhe aus weichem, gelbem oder rotem Leder, die dann meist in Überschuhen getragen werden. Wer einmal den Schmutz türkischer Provinzstädte gesehen hat — ich bin in Adana mitten in der Straße mit einem starken Auto so versunken, daß ich mit der Kraft der Maschine nicht mehr mich befreien konnte — der weiß, warum Überschuhe in der Türkei etwa so üblich sind wie Regenschirme in Salzburg.

Aber noch ein tieferer Grund, und das will bei dem Schmutz schon was sagen, liegt vor.

Es gilt als höchst ungezogen, mit schmutzigen Stiefeln in ein Zimmer einzutreten. Man zieht die Stiefel an der Schwelle aus. Um nun nicht mit Socken, beziehungsweise bei Damen mit vielleicht durchbrochenen, feinen Strümpfchen, in den Zimmern sich aufhalten zu müssen, hat man auf der Straße auch bei schönem Wetter Galoschen oder lederne Überschuhe an. Diese werden beim Besuchmachen abgelegt und man tritt in ganz feinen, dünnen Schuhen, die mit dem Schmutz der Straße, soweit er nicht oben hereingelaufen ist, nicht in Verbindung kamen, in das von Teppichen bedeckte Zimmer.

Moscheen dürfen nur in Socken betreten werden. Für Fremde sind meist Strohüberschuhe vorhanden. Aber gerne sieht der Türke diese Surrogate nicht.

Eine Eigentümlichkeit der türkischen Frauenkleidung ist ein Käppchen aus Tüll oder feinstem Seidenstoff, das noch unter dem Schleier oder dem Kopfüberwurf liegt, wenn die Frau ausgeht. Zu Hause wird das Käppchen abgelegt. Bei Festlichkeiten wird es teils durch Schmuck bereichert, teils durch diesen oder durch Reiher und andere, ähnlich wie bei uns, übliche Kopfzierate ersetzt.

Auf die verschiedenen Gewänder, die in den kaiserlichen

Harems getragen werden, gehen wir hier nicht ein. Der Fremde bekommt sie nicht zu sehen und sie haben für die Beurteilung der Gesamtfrage keine Bedeutung.

Dagegen dürfte eine kurze Zusammenstellung der Frauenkleidung bei den verschiedenen im türkischen Reiche lebenden Nationen nicht ganz ohne Interesse sein.

Wir müssen da aber einen Gedanken vorausschicken, der der richtigen Anschauung nur förderlich sein kann. Die Kleidung ist in tropischen Gegenden aus dem Schmuck entstanden und hat dort zunächst auch gar keinen anderen Zweck gehabt, als ihn der Schmuck verfolgt. In kalten Gegenden aber wurde die Kleidung notwendig, um den Menschen den Aufenthalt überhaupt zu ermöglichen. Hier ist sie wohl aus dem Nachahmungstrieb des Menschen entstanden, der frierend beobachtete, wie Bär und Wolf, in ihre Pelze gehüllt, anscheinend nicht froren. Die erste Kleidung in nördlichen Gegenden war denn wohl auch nichts Anderes als ein abgezogenes Tierfell.

Wir können also unterscheiden zwischen einer Schmuckkleidung und einer Zweckkleidung, die viel später als die erstere notwendig wurde, nämlich dann erst, als der wandernde Mensch kalte Gebiete erreichte und in dieser frühesten Abfindung mit der Umgebung eine beträchtliche Probe seines, dem Tiere überlegenen, Intellektes gab.

Wir können ferner feststellen, daß sich aus der Schmuckkleidung der Rock, aus der Zweckkleidung dagegen die Hose gebildet hat. In den gemäßigten Zonen hat sich dann beides bei den Frauen ergänzt und wird übereinandergetragen, und schließlich kam man so weit, sich des Zweckkleides in seinen höchsten Kulturformen als zarteste Unterhöschen zu schämen und das Schmuckkleid als Deckkleid zu verwenden. Der Mann

dagegen trägt in den kalten und gemäßigten Zonen die Hose, in den warmen Zonen, wenn er nicht völlig nackt geht, eine rockartige Kleidung, die sich übrigens noch in verschiedenen Nationaltrachten zivilisierter Völker, vielleicht als eine uralte Erinnerung, vorfindet oder in Andeutungen noch vorhanden ist.

Es läßt sich nun allerdings nicht ohne weiteres, wenn eine Tracht bei der Frau südlicher Länder die Hose aufweist, sagen: also ist dieses Volk aus nördlichen Gegenden in seine jetzigen Wohnsitze eingewandert, oder umgekehrt, wenn bei der Frau eines nördlichen Landes nur der Rock vorkommt, bestimmen, daß dieses Volk von Süden gekommen sein muß. Das wären ganz übereilte Schlüsse. Die Nachahmung fremder Eigentümlichkeit spielt gerade, was Kleidung betrifft, eine ganz hervorragende Rolle.

Davon dürfte uns nachstehende Notiz eine gute Vorstellung vermitteln.

Der Schah von Persien, Nasr Eddin, hatte bei seinem ersten Besuch in Europa eine große Vorliebe für Balletttänzerinnen gefaßt, vermutlich für jüngere, was dem Schah ja keineswegs zu verargen ist. Namentlich das Kostüm der Tänzerinnen begeisterte ihn und zwar derart, daß er eine Nachbildung dieses Kostüms als Haremskleid seiner Frauen einführte. Der praktische Sinn der Perserinnen hat dafür gesorgt, daß das Unbequeme des Balletteusenkostüms, so namentlich der wegstehende Rock, wegfiel. Mit vielen Änderungen hat sich dann in Persien ein Haremskostüm entwickelt, daß nur ganz schwach an sein Vorbild erinnert, aber doch besteht die Tatsache, daß auf Grund der Nachahmung das persische Hauskleid der Damen von dem Kleid der Pariser Balletteusen „förmlich" (im wörtlichsten Sinne) beeinflußt wurde.

Vorweg zu nehmen sind in der Türkei alle die „Damen",

die sich europäisch kleiden, das sind die Levantinerinnen, die Armenierinnen, Jüdinnen, Griechinnen und christlichen Araberinnen, die „die Gesellschaft" des Orients bilden. Über ihre Kleidung ist daher nichts Besonderes zu sagen, als vielleicht das Eine, daß diese Damen ihre Natur als Orientalinnen doch nicht ganz verleugnen können. Das „Knallige" in den Farben, das „Beladene und Überladene", was Schmuck und Ausputz anlangt, entspricht nicht unserem besseren Geschmack. Man kann sich manchmal der Empfindung nicht verschließen, daß diese „Damen" nur aus Versehen europäische Kleidung tragen. Aber das kann einem ja auch in Europa selbst zustoßen, daß man in einer „Aufgedonnerten" nicht das vermutet, was sie darzustellen zweifellos beabsichtigt.

Das Gewand der Beduinin ist ein langes, durch einen Gürtel zusammengehaltenes Hemd, das vorn gerade noch die Knie bedeckt, während es hinten bis an die Ferse reicht. Die Farbe dieses Hemdes ist meist dunkel: braun, grauschwarz oder dunkelblau. Die Ärmel reichen nur bis zum halben Oberarm, darunter sind die Arme nackt und natürlich von der Sonne bronzefarbig gebräunt. Unter dem Hemd trägt die Beduinin eine Hose, die bis unter die Waden reicht. Der Fuß ist immer unbekleidet. Bei kalter Witterung wird noch ein ebenfalls hemdartiger Überwurf angelegt. Der Schleier ist bei den meisten Beduinenstämmen nicht im Gebrauch. Die kleinen Beduinenkinder laufen bis zum vierten und fünften Jahre völlig nackt neben ihrer Mutter her. Schmuck wird sehr gern getragen und zwar in jeder Form. Man sieht Ohr-, Nasen-, Arm-, Finger- und Fußringe, dazu Ketten um den Hals, die bei reicheren Beduininnen oft die ganze Brust bedecken. Das Haar, durch ein Tuch, bei jungen Mädchen meist rot, bei Frauen meist schwarz, bedeckt,

wird häufig in viele kleine Zöpfe geflochten. Daneben sind auch andere Arten des Haartragens üblich, so daß ich eine feststehende Frisur nicht herausfinden konnte.

Von den Syrierinnen tragen die Maronitinnen einen langen Schleier, der jedoch das Gesicht frei läßt und vom Hinterhaupt nach rückwärts geht. Dieser Schleier ist bei den Mädchen hellfarbig, bei den Frauen dunkel, blau oder schwarz. Sie tragen ein Hemd, das in weiten Hosen steckt, und Sandalen an den Füßen, die zwei Stöckel aus Holz haben. Die arabischen Bewohnerinnen Syriens sind teils wie die Beduininnen, teils ähnlich den Maronitinnen gekleidet. Die christlichen Araberinnen vornehmeren Standes tragen europäische Kleidung. Bei den Jüdinnen ist zwischen den arabischen und spanischen zu unterscheiden. Die arabischen Jüdinnen tragen ihr Kopfhaar frei, sind im übrigen nach dem Muster der Beduininnen gekleidet, verhüllen aber ihren Hals. Sehr oft auch kleiden sich die Jüdinnen wie die Türkinnen. Bei den spanischen Jüdinnen besserer Gesellschaftsklasse findet man sehr häufig europäische Kleidung.

Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen die Griechinnen in Hinsicht ihrer Kleidung. Die Griechin des Volkes ist meist angezogen wie die Türkin. Über ihren weiten, gefalteten Beinkleidern tragen sie, aber nur beim Ausgehen, kurze, farbig gestickte Röcke. An Stelle der Jacke sieht man lange blaue, bräunliche, gelbliche und rötliche Dolmans. Die Griechin der vornehmeren Kreise ist europäisch gekleidet und unterscheidet sich von den im Orient lebenden Europäerinnen vielleicht nur dadurch, daß sie eine Fülle von Spitzen und Schmuck gern zur Schau stellt.

Die armenische Nationaltracht besteht aus roten Pumphosen, einer Jacke und einem Überwurf über diese, der sich in eine Schleppe verlängert. Diese Schleppe wird meist empor-

gezogen und in Form eines Gürtels um die Taille gelegt. An den Füßen tragen die Armenierinnen rote oder gelbe, meist bestickte Pantoffel. Besondere Freude haben die armenischen Frauen an grellen Farben, wobei sie Rot und Gelb bevorzugen. Die Armenierinnen vornehmerer Gesellschaftsklassen tragen sich wie Europäer. In der türkischen Diaspora sieht man die armenische Nationaltracht fast nie. Die Frauen fürchten sich und tragen sich oft wie Türkinnen.

Innerhalb des kurdischen Volksstammes macht sich ein merkwürdiger Unterschied zwischen den vornehmen und gewöhnlichen Frauen bemerkbar. Während ihre Gewandung im Allgemeinen aus einem Rock und langer Jacke besteht, unter der sie ein Hemd, wie die Araberinnen, tragen, ist das Prachtkleid der vornehmen Kurdin höchst eigentümlich. Es besteht aus einem bunten Hemd, das kaum über die Hüfte reicht, und einem ganz kurzen Rock, der kaum die Kniee erreicht, etwas absteht, und an die Röcke unserer Balletttänzerinnen von Anno dazumal erinnert. Den Oberkörper bedeckt eine Jacke mit langen Ärmeln, die vorn teils zugeknöpft ist, teils das Hemd sehen läßt. Die Beine sind nackt und nur an den Füßen mit einer Art Socken, die wenig bis über die halbe Wade reichen, bedeckt. Auf dem Kopf tragen diese vornehmen Kurdinnen ein barettartiges Mützchen, während die gewöhnlichen Kurdinnen turbanartige Kopfbedeckungen zeigen. Noch eine Verschiedenheit zwischen den vornehmen und gewöhnlichen Kurdinnen ist festzustellen insofern, als die vornehmen ihre Gesetzesfreudigkeit betonen und verschleiert auf der Straße erscheinen, während die unvornehmen unverschleiert ausgehen. Beide sind in ihrer Bewegungsfreiheit viel ungenierter als die Türkin und können beispielsweise auch mit fremden Männern sich unterhalten, ohne irgendwelches Aufsehen zu erregen.

Schmuck

Nicht Henna verschönt meine Hand,
Es wird durch meine Hand erst schön.
Arabische Inschrift einer Handtatauierung

Wir wissen aus dem vorigen Kapitel, daß der Schmuck älter ist als das Kleid, ja daß er dessen Vorläufer bedeutet.

Bis in die ältesten Zeiten heute noch festzustellenden Menschentums geht demnach die Sitte zurück, Schmuck zu tragen, und zwar für beide Geschlechter. Heute ist der Schmuck des Mannes stark zurückgetreten, im Orient zwar noch nicht so sehr wie bei uns. Obwohl ein persischer Spruch lautet: Schmuck gehört nur für Frauen. Dagegen spielt der Schmuck der Frau hier wie dort eine jedenfalls sehr „teuere" Rolle.

Wir leben der nach unseren Verhältnissen ganz berechtigten Ansicht, daß Schmuck ein Zeichen von Reichtum ist, es ist ein Luxus, und wenn er nicht angeschafft wird, um Kriegsgewinnsteuern zu unterschlagen, ja auch im Allgemeinen ein nicht Zinsen tragendes Kapital.

Auch für die vornehmen Klassen des Orients ist reicher Schmuck ein Zeichen von wohlgefüllter Kasse. Nebenbei bemerkt, wird dort eben so viel falscher Schmuck getragen — — als bei uns.

Aber im Orient tragen auch z. B. die armen Beduinen-

frauen Schmuck, und oft von einem Werte, der ihren ganzen sonstigen Besitz übersteigt. Dieses Schmucktragen ist, wie schon Moltke feinsinnig in seinen Briefen schreibt, ein Zeichen von Armut und Unsicherheit der Verhältnisse. General von Hoffmeister nimmt in seinem sehr guten Buch „Kairo—Bagdad—Konstantinopel“[1] den Moltkeschen Gedanken auf, „daß Juwelen, die selbst Kinder von wenigen Jahren tragen, ein glänzender Beweis für die Armut des Landes sind“.

Die Leute können mit dem Wenigen, was sie haben, nichts anfangen. Irgendein Geschäft zu beginnen, ist zu unsicher, das Leben im Zelt und der Transport beim Wechseln der Lagerstätte verbieten Vermehrung des Haushaltes. Ein 20 Piaster-Stück (3 Mark 50 Pfennig) kann auf viele hundert Kilometer Umkreis niemand wechseln.

So wird der Schmuck zum sichtbaren Mangel an bürgerlichem Unternehmungsgeist und an der Möglichkeit irgendwelcher Geldverwendung. Der Koran verbot überdies (ein Verbot, das nur mehr sehr selten gehalten wird) die Verleihung von Geld auf Zinsen.

Endlich verbietet bei vielen die Unsicherheit der Verhältnisse ein Aufbewahren des Schmuckes zu Hause. Am Körper der Trägerin ist er allein vor diebischen Händen sicher.

Wir dürfen also, wenn wir im Orient Frauen des Volkes mit viel Schmuck sehen, nicht gleich über „die Eitelkeit des Weibes“ höhnen, wir würden damit nur beweisen, daß wir orientalische Verhältnisse nicht zu beurteilen verstehen.

Einen recht alten Nachweis über die verschiedenen Arten von Schmuck, die in Israel zu Hause waren, bietet uns die Bibel im 3. Kapitel des Propheten Jesaia, Vers 18—23,

[1] Bei B. G. Teubner, 1910

wo geschrieben steht, was Jehova den bösen Töchtern Jerusalems alles zur Strafe nehmen wird:

„So wird der Herr den Schmuck der Beinspangen wegnehmen, und die Netze, die Monde,

Die Ohrperlen, die Armketten, die Schleier,

Die Hauben, die Schrittfesseln, die Bänder, die Balsambüchsen, die Angehänge,

Die Ringe, die Stirnreife,

Die Prachtkleider, die Mäntel, die Gewänder, die Beutel,

Die Spiegel, die Hemden, die Kopfbinden, die Überwürfe,

Und wird Stank für Wohlgeruch sein, und ein Strick für einen Gürtel, und eine Glatze für ein krauses Haar, und für einen weiten Mantel ein enger Sack; ja, Brandmal, anstatt der Schöne."

Es ist das schon eine ganz hübsche Auswahl, mit der sich auch eine moderne Schöne zufrieden geben könnte.

Jeder Schmuck verliert, wenn er auf dem Kleid getragen wird. Er gehört in das Haar oder am besten auf die bloße Haut. Besonders schön ist der Reif am Gelenk eines zarten Fußes oder der Gürtel um einen schlanken Körper — Dinge, die wir bei uns nicht zu sehen bekommen.

Auch Perlen, die von einem im Haar versteckten Band auf eine schöne Stirne fallen, und Reifen, die den nackten Oberarm umschließen, wirken ungemein reizvoll. Dagegen haben mir Nasenringe (die man selbst bei Beduininnen sehr selten sieht) und allzu große Gehänge an den Ohren, sowie Ringe an den Fußzehen keine besonderen Eindrücke erwirken können.

In der altarabischen Welt wird von den Dichtern selten vom Schmuck gesprochen. Das beweist nicht, daß er nicht üblich war, vielleicht aber, daß er selbstverständlich war und in seinen Formen

nicht individuell allzu verschieden. Ein altarabischer Sänger sagt einmal von seiner Geliebten, sie sei „ein milchweißes Rehkalb, den Busen geschmückt mit dem doppelten Gehänge von Silber und Perlen".

Unter den ersten Khalifen erwuchs namentlich in Damaskus ein Leben voll höchster Lebenslust. Frauen bildeten den Mittelpunkt. Der Luxus stieg ins Unermeßliche, aber er blieb, getragen von höchster Kultur, doch meist geschmackvoll. Das ist es ja schließlich, was uns am Schmuck der Frauen gefällt, wenn er zu dem Augenblick, in dem er getragen wird, paßt, um nicht noch höhere Anforderungen zu stellen, daß er ein Symbol seiner Trägerin sein soll. Das gelingt nur besonders künstlerisch beanlagten Frauen zu erreichen. Die Wirkung ist ja dann auch unübertrefflich. Was nun aber verletzt beim Schmuck, ist: wenn er nicht „paßt", wenn er eine Verletzung des Stils bedeutet, wenn er „schreit". In dieser Hinsicht kann man im modernen Orient seine betrüblichen Studien machen. Schmuck wird nur leider so oft getragen — — weil er teuer ist. Das Gesamtbild der Frau wird durch ihn nicht stilvoll ergänzt, sondern stillos zerrissen.

Ich erlaube mir, überhaupt die Auswahl des Schmuckes für Toilette, Veranlassung des Festes oder Stimmung des Tages, auch für persönliche Stimmung der Trägerin, als eine sehr wichtige Frage zu betrachten, die fehlerlos nur von einer Frau gelöst werden kann, die „Stilgefühl", jene den Menschen so außerordentlich selten geschenkte Gabe, besitzt.

Im alten Damaskus können wir annehmen, daß schönster Schmuck an Stirnbändern, Diademen, Ohrgehängen, Hals-, Arm-, Hand- und Fußgelenkreifen, Gürteln, Spangen, Nadeln und Brustgehängen auf das Geschmackvollste getragen wurde.

Sehr richtig betont ein alter arabischer Dichter, daß der Schmuck nicht in der Lage ist, eine Frau schön zu machen, sondern, daß sie erst durch die Schönheit ihres Körpers den Schmuck in seiner Wirkung hebt, ihn eigentlich erst zum Schmucke macht. Der Rohwert des Schmuckmaterials steht dabei erst in zweiter Linie hinter der kunstgewerblichen Form. Nur soll der Schmuck keine „Vorspiegelung falscher Tatsachen" sein. Das ist Charaktersache der Trägerin.

Ich habe ein galiläisches Mädchen von seltenster Schönheit gesehen, wie es sich einen Kranz von Mohn in das Haar steckte. Ich glaube, daß ein — rein künstlerisch gesprochen — schönerer Schmuck mir nie zu Augen kam. Und ich habe Berliner Millionärinnen gesehen, denen die Brillanten wie ein Panzer die etwas zu stark wogende Brust umschlossen — und war keine Freude dabei!

Ähnliches Stilwidriges ist aber auch dem alten Damaskus nicht fremd geblieben. Hier soll sogar Zobeida, die Gattin Harun al Raschids, der die sehr hübsche Mode, mit Edelsteinen besetzte Schuhe zu tragen, zugeschrieben wird, selbst oft derartig mit Schmuck beladen erschienen sein, daß Sklavinnen die „Gewichtsträgerin" stützen mußten. Olajja aber, die Geliebte des Khalifen, der gute, aber sehr leichtlebige Engel am Hofe, beweist uns, daß die Mode schon damals dazu da war, körperliche Fehler derer, die die Mode machen, zu vertuschen. Olajja war schön wie ein Märchen. Aber ein häßliches Muttermal entstellte ihre Stirne. Da erfand sie das Stirnband aus köstlichsten Rubinen, Smaragden und Saphiren gefertigt. Die kleinen Gänschen des Khalifenhofes mußten natürlich nun auch Stirnbänder tragen, das verlangte die Mode, und Olajja hatte ihren Zweck erreicht.

Fällt euch, verehrte Leserinnen, nicht manches ein? Warum ab und zu die Kragen hoch wurden, warum man plötzlich auch zum Ballkleid halblange Ärmel trug, warum Schulterschärpen einmal schön waren usw. in vielfacher Variation?

Weil ein gekröntes Haupt oder eine große Kurtisane, die sich beide in die Aufgabe teilen, die „Mode" zu machen, irgend etwas besonders Schönes an ihrem Körper sehen lassen oder etwas Häßliches *nicht* sehen lassen wollen.

Kennt ihr die Geschichte der Bügelfalte an der Hose des Mannes? — Die gleiche erhabene Lächerlichkeit!

Schöne edelsteingeschmückte Gürtel gab es in Damaskus, goldene Panzerjäckchen, aus tausend Schuppen gefertigt, und dazu die Summe von Amuletten gegen den bösen Blick und die Dämonen.

Die Frau war, so lange die Welt besteht, dem Aberglauben zugeneigt. Das bedeutet weniger eine im Vergleich zum Mann geringere Intelligenz, sondern größere Ängstlichkeit infolge geringer Körperkraft und größeren Sinn für alles Okkulte infolge stärkerer Anwendung des Empfindens beim Versuch, die Welt zu erfassen. Der Mann ist noch abergläubisch genug, aber er geniert sich oft dieses Aberglaubens, was dann eigentlich ganz erbärmlich ist. Auch der „Aberglaube" ist ein Glaube, wie der rechte Glaube, von dem noch keiner weiß, wer ihn hat.

Gegen den bösen Blick und die große Lebewelt (ich hätte fast Fauna gesagt) von Dämonen, Gespenstern, Werwölfen, Vampyren und andern Bildern menschlicher Sehnsucht nach Übermenschlichem, gibt es tausend Mittel, von denen uns hier nur die Amulette interessieren, und auch *die* nur darum, weil das Schönheitsgefühl der Frau auch aus einem solchen mystischen Medizinalmittel etwas schafft „was ihr steht", was hübsch ist.

Der Mann steckt irgendeinen verschmutzten Lappen in sein Hemd, der ihn schützen soll, oder trägt, ohne Rücksicht, wie das aussehen mag, einen durchlöcherten Scherben oder ein Blechstück um den Hals. Ihm ist es allein um die magische Kraft zu tun, er ist zweckstrebiger, aber unkünstlerischer als die Frau.

Diese bedarf natürlich ebenfalls massenhafter Amulette. Aber sie macht aus ihnen Schmuckgegenstände und verbindet, als geborene Priesterin der Schönheit, so das Nützliche mit dem Angenehmen.

Von Bedeutung in kulturhistorischer Hinsicht ist es, daß die Liebe zum Schmuck und die dementsprechende riesige Verwendung des Schmuckes zur Zeit der Abbassiden die arabische Goldschmiedekunst zur höchsten Blüte gebracht hat.

Diese arabische, sowie auch die persische Goldschmiedekunst sind dann von größtem Einfluß auf die osmanische gewesen. Noch heute findet man älteste Motive in den türkischen Schmuckarbeiten.

Die Tatsache, daß die Fremden sehr viel „orientalischen Schmuck" in Konstantinopel kaufen, hat zu einer außerordentlichen Verschlechterung dieses Schmuckes geführt. Im Basar sitzen persische Händler, oft im Nationalkostüm, und breiten vor den Käufern ihre in Tücher eingewickelten „Edelsteine" aus. Meist sind das falsche Steine, die zum 20—100fachen Preise ihres Wertes verkauft werden. In Pera ist ein Juwelier am andern. Guter Schmuck, meist europäischen Ursprungs, ist teuerer als in Deutschland, dazu kommt Kitsch aus Halbedelsteinen, „orientalisch" aussehend und in Böhmen gefertigt. Ab und zu trifft man ein echtes altes Stück. Besser liegen die Verhältnisse in der Provinz. —

Unter der Annahme, daß meine Leserinnen in den Jahren

des Friedens an den Bosporus an Stelle der Riviera gehen — wir werden hoffentlich den Franzosen und Italienern eine Zeitlang nichts mehr zu verdienen geben — seien sie davor gewarnt, in Konstantinopel Schmuck zu kaufen. Den besten finden sie zweifellos bei einem anständigen deutschen Juwelier.

Die moderne Türkin trägt meist westeuropäischen Schmuck. Manche venetianische Motive sind nach Konstantinopel gekommen, von der Zeit der Handelsbeziehungen mit der gewaltigen Seerepublik Venedig her; auch italienische Renaissance kann man treffen. Aber die Kultur der Damen im Orient ist noch nicht so hoch, daß sie überhaupt wüßten, was sie tragen. Ihre Männer sind schon zufrieden, wenn sie nur wenigstens wissen, was es kostet.

Türkische Hochzeitsgebräuche

Der Brauch bildet Gesetze.
Toskanisches Sprichwort

Man könnte einen starken Band über dieses Thema schreiben und es wäre reizvoll, Vergleiche mit unseren Sitten zu ziehen. Man käme hier, wie bei der vergleichenden Sprachenkunde, auf manche gemeinsame Wurzel, auf manche bedeutsame und längst vergessene Beziehung.

Wir müssen uns aber in diesem Buche auf die Anführung einiger Tatsachen beschränken, die an sich wohl des Interesses nicht entbehren.

Wir beginnen mit der osmanischen Hochzeit und setzen unseren Berichten erläuternd voraus, daß auch innerhalb der osmanischen Bevölkerung Varianten ihrer Hochzeitsgebräuche vorkommen. Auch bestehen Unterschiede zwischen den Gebräuchen der Vornehmen und denen des gewöhnlichen Volkes. Manches Fremde hat sich im Lauf der Jahrhunderte eingeschlichen, wenngleich ja gerade bei hohen Festen der dem menschlichen Gebrauche entsprechende Konservatismus sich erfahrungsgemäß am zähesten erweist. Unsere brennenden Weihnachtsbäume, unser Sonnwendfeuer und unsere Ostereier sind deutliche Beweise für diese Behauptung.

Auch die Vorbemerkung erscheint noch wichtig, daß zwar der Muhammedaner eine Christin oder Jüdin heiraten darf, die Muhammedanerin aber nur einen Gläubigen.

Wenn ein junger Osmane achtzehn Jahre alt geworden ist, wird im Kreise der Familie seine Verheiratung schon in Erwägung gezogen. Je frömmer die Familie ist, desto sicherer tritt diese Erwägung ein. Denn der Koran und die Hadithe sprechen sich ganz entschieden gegen das fröhliche Junggesellentum aus. Da heißt es in einer Hadith: „Euere Schlechten sind euere Unverheirateten", und dann: „Heiratet und mehret euch."

Der junge Mann muß also heiraten. Seine Mutter oder eine seiner Tanten, wohl auch hie und da eine Frau, die solche Dinge geschäftsmäßig betreibt, machen sich auf und suchen oder gehen dahin, wo sie schon lange hingehen wollten, um einen Plan ihres sinnenden Herzens zur Erfüllung zu bringen. Ehen stiften ist die Freude aller alternden Frauen — nicht nur im Orient.

Der Türke ist in gesellschaftlicher Hinsicht durchaus demokratisch. Ich hatte einen Diener, dessen Schwester die Frau eines Majors war. Die Wahl der Frau ist demnach viel weniger durch Klassenunterschiede eingeengt wie bei uns.

Die heiratsvermittelungslustigen Tanten sehen die jungen Mädchen im Bade und erkundigen sich über die Familie. Geld ist angenehm, aber da der Mann von dem Gelde seiner Frau nicht viel hat, so spielt es nicht die entwürdigende Rolle wie bei uns. Ich sage mit voller Absicht entwürdigend. Leider verkaufen bei uns reiche schöne Mädchen ihren Körper an die Stellung oder noch lächerlicher an den Geburtsadel ihres Bewerbers. Arme Streber werben um häßliche Mädchen, weil sie

das Geld heiraten, arme Mädchen heiraten Männer mit gebrochenem, kranken Körper, hohlem Kopfe und schlechten Manieren, wenn diese Männer Geld haben. Ist solche Ehe moralischer als ein Liebesverhältnis, das sich in freier Konkurrenz entwickelt hat und auf gegenseitiger körperlicher, geistiger und charakterlicher Wertschätzung beruht? Wollen wir also über das türkische Verfahren nicht die Achseln zucken. In der Türkei wird die Katze im Sack gekauft, bei uns wird die Katze oder der Kater angeschaut und dann, trotzdem sie oder er, wenn einige Titel, Namen und Nullen nicht da wären, nie geheiratet würde — eben doch geheiratet.

Nachdem die Tante — um mit diesem Namen den ganzen Begriff derer zu umfassen, die das Heiratsgeschäft vermitteln, einige diplomatische Vorbesprechungen mit Tanten des Mädchens erledigt hat, erscheint sie eines Tages, natürlich auf die Stunde angesagt und erwartet, im Hause der Braut der Zukunft, nicht etwa allein, sondern der größeren Wirkung oder der Verminderung alleiniger Verantwortung wegen, in Begleitung zweier anderer „Tanten".

Obwohl die Brautschau offiziell angekündigt ist, vergeht lange Zeit mit Begrüßung der im Harem der Familie versammelten „Partei" der Braut. Natürlich nur Frauen! Diese Begrüßungen beginnen schon an der Türe des Hauses und setzen sich im Harem selbst fort. Es ist im Orient üblich, wenn man einen Vertrag über Olivenankauf machen will, zuerst über Regenschirme oder Zuckerhüte zu sprechen, und so wird auch hier, obgleich alles vor Erwartung „fiebert", über das Wetter, über die Marktpreise oder über einen Schmuck gesprochen, den die Gattin des Gouverneurs neulich mit ins Bad nahm. Endlich öffnet sich die Türe und die „Braut" erscheint mit dem

Kaffeebrett. Das verlangt die Sitte. Sie muß servieren, obwohl Dienerinnen vielleicht genug im Hause leben.

Das liebe, Kaffee servierende Kind ist natürlich meist auch nicht so blöde, wie es aussieht. Sie weiß schon „was los ist", hat den jungen Mann wohl schon gesehen und ist je nach Temperament und Sinnesart mehr oder weniger erfreut. Die Sitte verlangt, daß sie, holdselig errötend, beschämt im Zimmer stehen bleibt und sich ein wenig taxieren läßt. Das geschieht denn auch mit der Gründlichkeit, die allen Tanten beim Einkauf eigen zu sein pflegt.

Laut lobt die Tante, wenn ihr die Braut auch nicht gefällt. „Was hat sie für Augen! Und ein Hälschen und diese geraden hübschen Beine!" Die Tante sieht die Beine gar nicht, aber das schadet nichts.

Das also gelobte Kind verläßt das Zimmer, wird aber gleich darauf auf stereotypen Wunsch der Tante wieder hereingerufen und darf sich nun für den zweiten Teil des Examens setzen. Dieser zweite Teil beschäftigt sich, nachdem der Körper im ersten Teil erledigt wurde, mit dem Geiste. Das Kind muß Rede und Antwort stehen, seine Manieren zeigen und wohl auch über seinen Bildungsgang persönlich Auskunft geben.

Wieder tritt sie ab. Eine neue Szene beginnt. Nun lobt die Tante ihren jungen Mann in den glühendsten Ausdrücken des Orients vor der Mutter „Braut", und mit einem aus der tiefsten Tiefe eines tantlichen Busens hervorgeholten "Inschallah" empfiehlt sich die obengemeldete Tante, um zum jungen Manne zu eilen und vor ihm nun in einem ununterbrochenen Redestrom — der Redestrom orientalischer Tanten verhält sich zu dem immerhin beträchtlichen deutscher Tanten wie der Amazonenstrom zur Dachtraufe — um also in einem solchen Rede-

ſtrom die Vorzüge des jungen Mädchens zu ſchildern. Dem derart Überſchütteten wird es wohl und wehe zumute. Er kennt in der Regel das geſchilderte Mädchen gar nicht, hat ſie nie geſehen und wird ſie nicht ſehen bis zur Hochzeit. Man bedenke: immerhin ein peinlicher Entſchluß, da ja oder nein zu ſagen.

Die Tante, der ein Rückgängigmachen all der gehabten Anſtrengungen doch ſehr unangenehm wäre, hört nicht auf zu „ſingen und zu ſagen" und endlich gibt der junge Mann ſein Jawort — der Tante.

Es ſoll vorkommen, daß temperamentvolle Türken durch die geſchickten Erzählungen ihrer „Tanten" in Liebesraſerei zu der Unbekannten verfallen. Dieſe Wirkung des Wortes würde dann vergleichbar ſein der Wirkung jenes berühmten Früchtebildes, auf das die Vögel flogen, um von den Beeren zu naſchen. Ach ja — es gibt hier wie dort talentvolle Tanten!

Nun tritt die Handlung noch mehr in das geſchäftliche Gebiet. Die beiden Väter beginnen zu handeln, wobei das Wort aufgefaßt werden mag, wie es dem Leſer beliebt.

Der Bräutigam repräſentiert das Kapital. Bei uns iſt es meiſtens und leider umgekehrt. Er richtet das neue Haus ein, er gibt ſeiner Frau ſchriftlich eine Mitgift, die ſie bei der Scheidung behält, er kommt für die Ausſteuer auf und ihr Vermögen gehört ausſchließlich ihr.

Er hat als einzigen Entgelt, daß er ein ihm unbekanntes, lediglich vor den Augen der Tante „Gefallen gefunden habendes Weſen" — ich konſtruiere abſichtlich ſo gewichtig — heiraten kann, darf oder muß und noch entſetzlich dafür zahlen darf, muß und „inschallah" kann, nur das Eine, daß er dieſe Prozedur viermal nacheinander machen darf. Er darf ja vier

Frauen haben. Aber auch da gibt es viele „Aber". Wollen wir sie numerieren?

1. Aber es gibt nur wenige Reiche, die obigen finanziellen Verpflichtungen mit einem Viertel ihres Vermögens nachkommen können, denen also nach der ersten Hochzeit noch Dreiviertel für weitere Versuche übrig bleiben.

2. Aber sehr häufig macht die Schöne einen Heiratsvertrag, demzufolge sie geht, wenn eine zweite Frau ins Haus kommt. Und wenn sie geht, nimmt sie die Mitgift, die ihr von ihrem Manne geschenkt wurde, mit.

Und 3. Aber verliert Er gerade, wenn die erste Frau nur der Tante gefallen hat, die Lust, noch einen Teil seines Vermögens so unsicher anzulegen und bleibt bei ihr — formell. Früher gab es dann schöne Sklavinnen, die ihn trösteten, und heute — ich will nicht aus der Schule schwätzen.

Unser hoffnungsvoller junger Mann ist glücklich verlobt. Wenn er klug ist, und das sind in den großen Städten wenigstens die modernen Efendis, dann gelingt es ihm, jetzt auf der Straße einmal seine Braut zu sehen. Sie hat ihn natürlich schon oft erblickt und ist in dieser Hinsicht also besser daran, — insofern sein Anblick ein Vergnügen bedeutet, was auch in der Türkei nicht immer der Fall ist. Es werden Verträge abgeschlossen. Der Türke schätzt das beschriebene Papier, auch wenn er nicht lesen kann oder vielleicht gerade dann am meisten, es werden Geschenke ausgetauscht und mählich naht der meist nicht allzu entfernte Tag der Hochzeit.

Die Zeremonien in der Hochzeitswoche selbst sind teilweise noch in der althergebrachten Weise üblich, teils, so namentlich in Konstantinopel, sind modernere Formen allmählich in Anwendung gekommen, die namentlich eine Abkürzung der Zere-

monien bedeuten. In folgendem schildern wir die traditionelle alttürkische Hochzeit, wie sie auch heute sicher in der Provinz noch stattfindet.

Die gesellschaftliche Trennung der Geschlechter erfordert stets doppelte Feier: für die Frauen im Haremlik, für die Männer im Selamlik. Die Feste finden bei einer großen Hochzeit von Montag bis Freitag statt. Die üppigen Mahlzeiten bilden die Mittelpunkte der Tagesfeierlichkeiten. Am Montag eröffnet eine große Tafel die Hochzeit. Ich habe selbst eine der größten Hochzeiten der modernen Türkei mitgemacht und kann daher eines der Festmahle hier schildern.

Man versammelte sich in einem großen Empfangsraum des Selamliks und wartete, Kaffee trinkend und Zigaretten rauchend, auf den Bräutigam. Als er kam, wurde er beglückwünscht — die Trauung, die wir später noch beschreiben werden — war bei dem Mahle, das ich hier schildere, schon vollzogen.

Dann schritt der Bräutigam mit dem vornehmsten Gaste voraus in den festlich geschmückten Speisesaal. Die übrigen Gäste wurden von den als Haushofmeister funktionierenden jüngeren Freunden des Hausherrn namentlich aufgerufen, gebeten an den Mahlzeiten teilzunehmen und einzeln in den Speisesaal geführt, wo ihnen ihre Plätze angewiesen wurden. Das dauerte sehr lange, denn die Gesellschaft war sehr groß.

Nun begann das Mahl mit der Hochzeitssuppe, der berühmten, aus Mehl und Fleisch bereiteten, säuerlich, aber nicht unangenehm schmeckenden, Düjün Tschorbassy, der dann Gerichte über Gerichte folgten. Während der Pausen, die im Servieren entstanden, aß man von den vielen kleinen Platten, die, „schwedische Vorspeisen" enthaltend, auf dem Tische standen. Gegen Ende der Tafel kamen Kuchen und süße Breie,

Kompotte und Süßspeisen und endlich der Abschluß jeden türkischen Mahles, der Pilaw (Reis). Hier trat er in doppelter Form auf: als einfacher Pilaw, unserem Risotto ähnlich, und als traditioneller Hochzeitsreis: Serdé-Pilaw. In dieser letzteren Form ist er süß, mit Safran gefärbt und mit Mandeln, Rosinen und Pistazien bestreut. Am besten schmeckt ein Löffel gewöhnlichen Pilaws, dem man eine Kappe Serdé-Pilaw zugibt und dieses Konglomerat vereint in den Mund steckt. Getrunken wurde nur Wasser, aber zum Trost von besonders guten Quellen, welch Trost auf meine Münchner Kehle leider ohne jede Wirkung blieb. Zwischen den Gängen wurden ab und zu alkoholfreie, eiskalte Scherbets serviert.

Nach dem Essen gab es Kaffee in den zwei üblichen Formen: Schekerli (gesüßt) oder Sadé (ohne Zucker). Über die Bereitung des türkischen Kaffees ist es heute wohl nicht mehr nötig, ein Wort zu verlieren.

Die Gäste standen auf und wanderten in den Empfangsraum. Ein hoher Geistlicher sprach ein Gebet, das die Anwesenden in Gebetsstellung, das ist mit an den Leib gelegten Oberarmen, wagerecht nach vorn gehaltenen Unterarmen und vorwärtsgestreckten, die Fläche nach oben zeigenden Händen mitflüsterten und durch ein lautes Amán (Amen) beendeten.

Dann setzte man sich zwanglos zusammen und konnte sich an der Vorstellung erfrischen, daß zu gleicher Zeit im Harem das Gleiche stattfand, unter Beteiligung aller „Blüten" des Orients. Sänger und Musikanten traten auf und musizierten laut und begeistert, aber nach unserem Geschmack eintönig und unschön, bis tief in die Nacht.

Dann wanderte man durch die sternenklare Nacht nach Hause.

Ohne Frauen gibt es keine Feste für uns Europäer, die ihr schönen, lieben Frauen so verwöhnt habt.

Nach dem Eröffnungsmahl am Montag findet Dienstag die Ausstellung der Einrichtung, der Geschenke und der Aussteuer statt.

Mittwoch ist feierliches Bad der Braut im Beisein aller Freundinnen und unter Beschenken der armen Frauen, die oft aus dem ganzen Stadtviertel in das Bad eingeladen werden. Hie und da besteht noch die Sitte, allerdings nur bei ganz reichen Leuten, daß die armen Frauen beim Verlassen des Bades neue Kleider vorfinden.

Der Donnerstag ist der eigentliche Hochzeitstag. Eine Legende behauptet, daß Muhammed in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag von seiner Mutter empfangen worden sei. Diese Nacht eignet sich also in erster Linie für türkische Hochzeitsnächte.

Am Donnerstag begibt sich die Braut mit ihrer ganzen Familie, mit Gästen und Freundinnen des Bräutigams in dessen Haus und hier wird die Ehe durch zwei Stellvertreter vor einem Geistlichen geschlossen, nur in Gegenwart von verheirateten Leuten. Alle Nichtverheirateten bleiben diesem Festakte fern.

Der Geistliche sitzt zwischen dem stellvertretenden Bräutigam und der stellvertretenden Braut und trägt die Namen der richtigen Brautleute und den Geldvertrag in das Standesamtsregister. Daraufhin erfolgen eine Reihe von Gebeten, von denen nachstehendes, sehr charakteristisches wörtlich angeführt sein möge[1].

[1] Ich entnehme dies Gebet und die Formulierung der Fragen des Geistlichen dem sehr gut geschriebenen Buche von Löbel, „Hochzeitsbräuche in der Türkei", Amsterdam 1897.

„Gelobt sei Gott, welcher Leib und Seele einander vermählt, welcher die Ehe befohlen und den Ehebruch verdammt hat. Gelobt sei unser Prophet Muhammed — Friede sei mit ihm! — Gelobt sei des Propheten Familie, gelobt seien seine Jünger, die uns gelehrt, das Gute vom Bösen zu unterscheiden — Friede sei mit ihnen allen! — Ich suche Zuflucht bei Gott! ‚Verheiratet die ledigen Standes unter euch, ebenso euere redlichen Knechte und Mägde, und wenn diese auch arm sind, so kann sie ja Gott mit seinem Überflusse reich machen; denn Gott ist allgütig und allwissend.' (Dieser Passus ist aus dem Koran, Sure XXIV, 32). Der Prophet Gottes — Friede sei mit ihm! — hat gesagt: ‚Die Heirat ist mein Gesetz, und wer mein Gesetz verkennt, den verkenne ich'.

Daraufhin stellt der Geistliche die Formelfrage an den stellvertretenden Bräutigam und dann entsprechend verändert an die stellvertretende Braut:

„Im Namen Gottes und im Namen des Gesetzes seines Propheten! Auf Befehl des allerhöchsten Gottes, nach dem Gesetz unseres Herrn, des Propheten Muhammed, des Auserwählten Gottes — Friede sei mit ihm! — Auf Befehl Gottes und nach den Verordnungen unseres Großen Priesters rufe ich die hier versammelten Muhammedaner an zur Zeugenschaft für folgende Erklärung: Erklärst du als Stellvertreter der Fatma, (zum besseren Verständnis der Fragen wird hier die Braut Fatma, Tochter des Selim, und der Bräutigam Emin, Sohn des Rustem, genannt), Tochter des Selim, dieselbe mit der unter ihnen ausgemachten Summe Mehr-i muadschel und mit 2001 Piaster (die Mitgiftssummen müssen immer mit der Zahl „1" schließen) Mehr-i muedschel dem Emin, Sohn des Rustem, zur Ehefrau gegeben zu haben?"

Antwort: „Ich habe sie gegeben."

Zum Stellvertreter des Bräutigams: „Im Namen Gottes, usw.... Erklärst du als Stellvertreter des Emin, Sohn des Rustem, die Fatma, Tochter des Selim, mit der unter ihnen ausgemachten Summe Mehr-i muadschel und mit 2001 Piaster Mehr-i muedschel für ihn zur Ehefrau genommen zu haben?"

Antwort: „Ich habe sie genommen."

Sind die bejahenden Antworten erfolgt, so schließt der Geistliche die Amtshandlung mit den Worten:

„Und ich habe in diesem Sinne die Ehe geschlossen," und endlich spricht er noch je ein Gebet zuerst in arabischer, dann in türkischer Sprache.

Nun ist das Paar, das diese Zeremonie abgewartet hat, verheiratet.

Die Braut trägt lange Silberbüschel, ähnlich unserem Christbaumlametta, die ihr vom Schleier herabhängen. Ihre jungen Freundinnen schneiden verstohlen Stückchen davon ab, was ihnen eine baldige Ehe in Aussicht stellt.

Endlich nun darf der Bräutigam, aber nur in Gegenwart einiger Matronen, der Braut den Schleier heben. Er begrüßt sie, fragt sie, was auch nur eine reine Formsache ist, die beweisen soll, wie genau man die Sitte befolgt hat, nach ihrem Namen und führt sie wieder zu ihren Freundinnen zurück.

Erst am Abend sieht er sie dann im Schlafzimmer wieder.

Am Freitag finden getrennte Festmahle statt. Hochzeitsreisen sind nicht üblich. In Bagdad sind die Bräuche etwas von dem geschilderten verschieden. Häufig wird hier die Hochzeitsnacht im Sommer auf der Terrasse des Hauses im Freien verbracht. Man findet das übrigens schon in Kilikien, daß die

Leute im Sommer auf den flachen Dächern des Hauses oder in den Gärten schlafen. In den Zimmern ist es vor Hitze nicht auszuhalten.

Große Unterschiede in den Gebräuchen weisen die muhammedanischen Araber auf. Bei den Beduinen ist der freie Verkehr der Geschlechter nicht beschränkt. Der Mann sieht die Jungfrau, verliebt sich in sie, wirbt um sie, hat mit ihr auch gelegentlich ein Liebesverhältnis vor der Hochzeit, in der Regel aber nur ein poetisches und platonisches, das seine Phantasie erregt und halb verblaßte Erinnerungen an die Ritterlichkeit der alten Wüstenaristokraten wieder wachruft. Die Stadtaraber sind ebenso voneinander getrennt wie die Türken.

Innerhalb des Beduinenvolkes sind die Bräuche wieder nach Stämmen verschieden. Sehr häufig kommen noch Erinnerungen an uralte Zeiten vor, wo die Braut geraubt wurde. So zum Beispiel findet die Hochzeit beim Stamm der Anäse folgendermaßen statt[1]:

„Wenn ein Mann um ein Mädchen werben will, so sendet er einen Freund als Unterhändler zu ihrem Vater. Wenn der einverstanden ist und die Tochter auch ihre Zustimmung erteilt, dann gilt die einfache Zusage mit „Ja" als Verlobung. Die Hochzeit findet schon nach fünf oder sechs Tagen in folgender Weise statt:

Der Bräutigam bringt ein Lamm vor das Zelt der Braut und schneidet dem Opfer hier vor Zeugen den Hals ab. So wie das Lammblut zur Erde tröpfelt, gilt die Ehe als geschlossen. Es folgen Tänze und Schmausereien. Beim Anbruch der Nacht begibt sich der Bräutigam in ein Hochzeitszelt, das extra aufgeschlagen wird, und erwartet hier seine Braut, die zu ihm

[1] Löbel, a. a. O., S. 40/41.

kommen muß. Das Mädchen aber sucht absichtlich in seiner Verschämtheit in ein falsches, ihr befreundetes Zelt zu gelangen, bis einige Frauen sie einfangen und zum Bräutigam zerren, der sie mit Gewalt zu sich hineinzieht. Wenn sie hineingelangt ist, muß die junge Frau einen Schreckensschrei ausstoßen; dies darf aber nur ein Mädchen tun — für eine Witwe, die schon der Ehe Mysterien kennt, ist das nicht passend."

Noch deutlicher tritt die Erinnerung an den Raub bei den Beduinen der Sinai-Halbinsel zutage, wo das Mädchen, wenn es abends von der Weide heim geht, von dem Verliebten und seinen Freunden überfallen und gewaltsam in das Zelt ihres Vaters geführt wird. Dort wird die Genehmigung erholt, dann geht es gleich in das Zelt des auf diese schmerzlose Weise Verheirateten. Behagt der jungen Frau die neue Ehe nicht, so kann sie ohne Weiteres am nächsten Tage zu ihren Eltern zurück.

Auch bei den Beduinen kommt der Mann für die finanzielle Begründung des Hausstandes auf und zahlt außerdem eine Art Buße für das geraubte Weib an den Schwiegervater. Diese Buße ist, da die Beduinen sehr arm sind, sehr gering, etwa 20—100 Mark.

Der ganze Hausrat eines Beduinen besteht aus einem Zelt, einigen Decken und Kissen und wenigen Haushaltungsgegenständen. Alles, inklusive Frau und Kinder, kann auf einem Kamel verstaut werden.

Einige Beduinenstämme kennen auch Polterabende, bei denen natürlich geschossen und furchtbar geschrien wird. Ich hatte einmal Gelegenheit, bei einer anderen Festlichkeit das nächtliche Freudenschießen der Beduinen mitzumachen. Es wird scharf geschossen, die Menschen scheinen, ähnlich wie die Berliner am Sylvesterabend, plötzlich den Verstand verloren zu

haben, und man darf froh sein, wenn man bei dieser Unternehmung nichts abbekommt. Die Frauen beteiligen sich durch schrilles Schreien an dem Feste. Auch die natürliche dichterische Begabung des Beduinen kommt hier zur Geltung. Es werden Lieder gesungen, die in der Mehrzahl zwar ohne tieferen Gehalt sind. Ein recht hübsches entnimmt Löbel den Berichten des Forschers Wetzstein. Das lautet:

Ich verzage nicht
Und zieh in der Nacht
Und verzage nicht.
Ich entsage nicht
Und begehr dich mit Macht
Und entsage nicht.
Wie ein nächtlicher Dieb
Überfalle ich dich,
Wie ein nächtlicher Dieb.
Und ich löse mein Lieb,
Den Gürtel vom Leib,
Den geflochtenen Gurt.
Und dein Haar, das fällt,
So lang wie dein Gurt,
Berückend um mich ...

Ähnliche uralte Erinnerungen finden wir auch bei den Kurden[1]. Zunächst muß festgestellt werden, daß der junge Kurde seine Wahl selbst trifft, was ihm um so leichter fällt, als die kurdischen Schönen meist unverschleiert auf Erden wallen. Das kurdische Volk teilt sich in zwei Stämme: die Guran (Hörige)

[1] Die Kurden, ein kulturloses räuberisches Volk, wohnen seit Jahrhunderten in den Tälern des nördlichen Zagrosgebirges und des östlichen Taurus, etwa zwischen dem Bitlisfluß und dem Dijala, und dehnen sich nördlich bis in die Linie Erzerum—Erzindjan aus. Kurdische Dörfer finden sich in Kilikien und im Amanus, einzelne kurdische Familien in der ganzen Türkei.

und die Aschiret, „Edele“ — aber bitte keine zu optimistischen Vorstellungen! Erstere sind dunkelhaarige Rundköpfe, vielleicht semitischen Ursprungs, letztere sind blonde indo-germanische Langschädel. Das Alter, in dem man in Kurdistan heiratet, ist noch kindlicher als bei den Türken. Der Jüngling zählt in der Regel 16—20, das Mädchen 14—16 Jahre.

Die Geschäfte des Brautwerbens und der Geldangelegenheiten übernehmen Mutter und Vater des Bräutigams. Die Summe, die der Bräutigam zu zahlen hat, wird, was bei den nomadisierenden Stämmen ganz verständlich ist, in natura bezahlt und das Vieh dient (man erinnere sich an die Bedeutung von pecunia) als Geld.

Die Feier der Hochzeit, wenn Braut und Bräutigam in verschiedenen Orten wohnen, ist, echt kurdisch, mit einem Kriegsspiel verbunden. Hinterhalt, Überfall, Raub und Mord, aber nur bei unbedingter Überlegenheit an Zahl, das ist das Wesen kurdischen Heldentums. Dies Heldentum tritt theatralisch alle Augenblicke zutage; im Kriege kommt es gar nicht so gern zum Vorschein. Der Bräutigam zieht mit seinen Dorfgenossen, alle auf mageren, schlecht gepflegten Pferden und mit „wilden“ Waffen angetan, in der Nacht aus, so daß er das Dorf der Braut noch vor Sonnenaufgang erreicht. Hier lauern schon die Dorfgenossen der Braut und es entwickelt sich nun eine Scheinschlacht, in der entsetzlich geschrien wird. Allmählich erlahmt der Widerstand der Brautverteidiger, das Haus der Braut wird gestürmt.

Dann beginnt ein Festmahl. Nachmittags wandert das Dorf der Braut gleichsam als Siegesbeute in das Dorf des Bräutigams. Hier findet die Trauung, ähnlich wie bei den Türken, statt. Nach Sonnenuntergang wird der Bräutigam vor die

Türe des Schlafzimmers geleitet und bleibt nun zu einer Art Probenacht mit seiner jungen Frau zusammen. Die Probe ist ernst. Erweist sich die Braut nicht als Jungfrau, dann wird sie unter Prügeln nach Hause gejagt, hat sie aber die Probe bestanden, dann wird das „corpus delicti“ in Form ihres Hemdes den anwesenden Frauen zur Prüfung überreicht[1], von diesen der Mutter des Bräutigams und endlich den Männern. Diese tragen es, an eine Stange gebunden, singend im Dorf herum.

Jetzt erst gilt die Ehe. Der Kaufpreis wird jetzt erst bezahlt und alles trennt sich im Gefühle, etwas sehr Schönes und Interessantes mitgemacht zu haben.

In den einfachen armenischen Familien wird dem Sohne eines schönen Tages mitgeteilt, daß er mit diesem oder jenem Mädchen verlobt sei. Punctum basta! — Die Brautleute sehen sich bis zur Hochzeit nicht.

Diese Sitte ist aber in den gebildeten Kreisen nicht mehr üblich. Hier wählt der junge Mann unter seinen Bekannten. Die jungen Damen gehen in europäischer Tracht. Der Armenier selbst auch. Das Einzige, was seine Eigenschaft als türkischen Staatsangehörigen beweist, ist der rote Fez, den er wie jeder Efendi trägt.

Vielfach muß der einfache Bräutigam den Eltern seiner Braut das „Mutterrecht“ zahlen, etwa 200 Mark für Schmuck und 100 Mark für sonstige Kleinigkeiten.

Da die Armenier Christen sind, findet die Trauung in der Kirche statt und zwar unter endlosen Zeremonien. Bei den protestantischen Armeniern sind diese noch erträglich, bei den katholischen aber bedarf es voller Anspannung, um durch-

[1] Eine ganz ähnliche Sitte findet sich bei den Juden.

zuhalten. Jeder einzelne Teil der Brautkleidung wird eingesegnet. Bei den zahlreichen Festessen, welche die einzelnen zeremonieerfüllten Tage angenehm unterbrechen, wird auch beträchtlich viel Alkohol getrunken.

Abergläubische Gebräuche wie das Zerschlagen von Geschirr, alte biblische Erinnerungen wie das Trinken von süßem Wasser (Hochzeit zu Kana) oder Erinnerungen an die Zeit, wo die Frau Besitz des Mannes war, wenn sie unter dem vom Bräutigam emporgehaltenen Schwert durchgehen muß, finden sich noch ebenso, wie bei uns der Tag der Hochzeit und der Polterabend abergläubischen Mysterien reiche Gelegenheit zur Betätigung gibt.

Auch bei den Griechen muß streng unterschieden werden zwischen dem Volk und den Gebildeten. Letztere verloben und heiraten sich nach europäischem Muster, wie sie auch europäisch gekleidet sind, und nur die endlosen geistlichen Zeremonien, die in der griechisch-katholischen Kirche an Ausdehnung alles Erdenkbare überschreiten, treten noch hinzu. Im Volke, das sich fast türkisch kleidet (nur tragen die Frauen meist keine Schleier), herrschen streng beobachtete Gebräuche, die nach den verschiedenen Landschaften, wo die türkischen Griechen wohnen, ganz verschieden sind. Teils haben sie aus der türkischen Umgebung Bestandteile türkischer Sitten aufgenommen, teils haben sie Elemente ihrer alten Heimat treulich bewahrt. Der verschiedenen Gebräuche gibt es daher eine Unzahl, auf die wir im Einzelnen nicht eingehen können.

Die Heiraten werden zum Teil durch geschäftsmäßig arbeitende Vermittlerinnen, die bei der glücklich erreichten Verlobung, meist an einem Sonntag, abgelohnt werden, zustande gebracht. In einzelnen Gegenden wirbt aber auch der heirats-

luſtige Mann ſelbſt, in anderen Gegenden wieder tritt eine griechiſche „Tante“ in die Fußtapfen der von uns ſchon hinreichend beleuchteten türkiſchen.

Das Feſt der Verlobung wird oft in der Kirche gefeiert. Stets werden hierbei Ringe getauſcht. Während den muhammedaniſchen Verlobungen ſehr raſch die Hochzeit folgt, kann es bei den Griechen Jahre dauern. Geſchlechtlicher Verkehr der Brautleute aus dem einfachen Volke iſt nicht ſelten.

Auch die Griechen feiern die Hochzeit durch große Schmauſereien, wobei ſehr viel getrunken wird. Da kann, wenn Geld vorhanden iſt, tagelang ein Feſt dem anderen folgen, bis alle Beteiligten die Köpfe ſo voll Weingeiſt haben, daß vom eigenen Geiſt nichts mehr zu ſpüren iſt.

Während das Hochzeitsmahl von den Gäſten (diesmal in einem chriſtlichen Hauſe von Männlein und Weiblein zuſammen) verzehrt wird, eſſen die Neuvermählten häufig allein in ihrem Zimmer und erſcheinen auch nicht mehr bei den Gäſten.

Ein nettes Verslein wird ihnen vor der Schlafzimmertür von den Burſchen geſungen, wenn der grauende Morgen das Feſt endlich beſchließt:

Jetzt iſt Tagesanbruch, wir ſind im Frühling,
Jetzt ſingen die Vögel, jetzt zwitſchern die Schwalben,
Und die Rebhühner ſagen jetzt:
Erwache, mein Herr, erwache, mein guter Herr,
Erwache und küſſe einen Körper wie eine Zypreſſe,
Einen weißen Hals, Brüſte wie Zitronen,
Wie kaltes Waſſer.“[1]

[1] Nach Löbel.

Die islamitische Ehe

Die Ehe ist ein konzentrierter Umgang.
Rahel Varnhagen

Um die islamitische Ehe zu verstehen, müssen wir die vorislamitischen Eheverhältnisse in Arabien wenigstens in den Umrissen kennen. Erst dann wird uns klar werden, daß die von Muhammed eingeführte Beschränkung der Polygamie einem moralischen und vor allem volkswirtschaftlichen Fortschritt von großer Bedeutung gleichkommt.

Der Prophet hat die Frauen und mit ihnen die Familie geschützt.

Vor seiner Zeit war, neben großer Zügellosigkeit geschlechtlichen Verkehrs, namentlich eine Unsitte bei den Arabern im Schwange, die auf die finanzielle Seite des Familienlebens vernichtend einwirkte: die Beduinen pflegten eine Unzahl von Frauen zu heiraten. Da ihnen die Erhaltung all dieser Frauen oblag und auch, was damals keine Kleinigkeit war, ihr Schutz vor Räubern und Nachbarn, — beide waren in gleicher Weise zu fürchten — zerschmolzen die größten Vermögen, und Hunger und Not waren bei den weniger gut gestellten Beduinen häufige Gäste. Dazu kam, daß alle diese Frauen dem glücklichen gemeinsamen Gatten mit einer, an Kaninchen erinnernden Fruchtbarkeit, Söhne und Töchter schenkten. Die Söhne dienten als

erfreuliche Verstärkung der väterlichen Räuberschar, aber die Töchter waren den Gefahren und den Strapazen der Züge durch die wüsten Gegenden schutzlos preisgegeben, vermehrten den Troß und verringerten die Beweglichkeit der Karawane und damit einen der entscheidendsten Faktoren des Beduinenlebens. Daher hatte sich, mehr auf Grund dieser Erwägungen, als auf allgemeine Roheit aufbauend, der Grundsatz entwickelt, neugeborene Mädchen zu töten, indem man diese armen Würmer lebendig begrub. Ein altarabischer Spruch lautet: „Töchter ins Grab legen, ist ein Ehrensegen."

Hier griff nun Muhammed, der ein ganz hervorragender Sozialist war, mit kräftiger Hand ein. Er sagt im Koran, Sure 6, Vers 141: „Verloren sind diejenigen, welche ihre Kinder in ihrer Unwissenheit mordeten. Sie irrten und waren nicht geleitet."

Den Schritt zur Ehe konnte er nicht machen. Das hätte allen orientalischen Vorstellungen glatt widersprochen und wäre eine jener Unmöglichkeiten gewesen, denen geborene Ideologen Tag für Tag erliegen.

Der Prophet will nicht mehr und nicht weniger, als daß der Mann finanziell für seine Familie aufkommen kann. Eine aus der Erfahrung geschöpfte Überlegung sagt dem Propheten, daß das in der Regel nur mit vier Frauen noch möglich ist. Den Verkehr mit Sklavinnen stellt er daneben frei für diejenigen, denen vier Frauen noch nicht genügend Abwechslung bieten oder die für legitime Frauen nicht genügend Geld besitzen.

Die maßgebende Stelle des Koran lautet: Sure 4, Vers 3:

„Und so ihr fürchtet nicht Gerechtigkeit gegen die Waisen zu üben, so nehmt euch zu Weibern, die euch gut dünken, nur zwei oder drei oder vier; und so ihr auch dann fürchtet nicht

billig zu sein, heiratet nur eine oder was eure Rechte[1] besitzt. Solches schützt euch eher vor Ungerechtigkeit. Und gebet den Weibern ihre Morgengabe freiwillig. Und so sie euch gern etwas davon erlassen, so genießet es bekömmlich und zum Wohlsein."

Die Polygamie ist nicht etwa, wie das immer und immer wieder betont wird, ein Zeichen verderbter Sitte oder mangelnder Kultur. Sie ist allgemeinste Menschensitte. Über die polygame Veranlagung des menschlichen Mannes werden ja wohl nur in Kreisen, die der Wahrheit nicht in das Gesicht zu sehen wagen und die in blasser Heuchelei ihre Augen niederschlagen, noch Zweifel bestehen. Dieser natürlichen Veranlagung entsprechend ist die Polygamie eine uralte menschliche Einrichtung, die auch heute noch in der Form der Vielehe (wie im Islam) oder in der Form der Abwechslung in den Liebesverhältnissen ohne Ehe oder neben der Ehe, wie auch in Europa und Nordamerika, die Regel ist.

Wir wollen gar nicht auf das Gebiet unserer besonderen christlichen Moralgesetze eingehen, sondern die Frage vom rein historischen Standpunkte aus betrachten. Die Polygamie war im jüdischen Volk gebräuchlich, und die Gott wohlgefälligsten Könige hatten einen Haufen von Weibern. Die Immoral begann im Alten Testament erst bei der Verführung einer einem anderen gehörenden Frau. Auch zur Zeit Christi herrschte die Polygamie in Israel ganz allgemein, ohne daß Christus dazu irgendwie Stellung genommen hätte. Das erschien ihm jedenfalls als etwas ganz Natürliches. Warum Muhammed sie einschränkte, wissen wir bereits. Es ist nur ganz lächerlich, wenn geschrieben wird, daß er das aus moralischen Gründen getan hätte. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte er sich in erster

[1] Das heißt Sklavinnen, jedesmal wenn es in dieser Form vorkommt.

Linie selbst darnach richten müssen. Das tat er aber nicht. Während er den Gläubigen neben ungezählten Sklavinnen vier Frauen erlaubte, hatte er selbst zwölf. Er schaffte sich ein Ausnahmegesetz, und bereitwillige Theologen beeilten sich festzustellen, daß ihm als Entgelt für das sonst so dornenvolle Amt des Propheten erhöhter Liebesgenuß von Gott zugestanden worden sei.

Vielfach wird behauptet, der Prophet habe aus sinnlicher Raserei so viel Frauen genommen. Auch diese Behauptung ist sicher ganz unrichtig. Niemand hätte ihn daran gehindert, auch sein Prestige nicht, seinen Begierden mit Hunderten von Sklavinnen zu frönen. Aus der Tatsache, daß er immer wieder rechtmäßige Frauen nahm, geht nichts Anderes hervor als sein Wunsch, einen legitimen Erben seiner politischen Macht zu bekommen. Diesen Wunsch erfüllte ihm keine einzige seiner Frauen und nach seinem Tode begannen denn auch sofort die Streitigkeiten um die Stellung des kirchlich-politischen Oberhauptes, die zur Spaltung und oft nahezu zum Verderben der ganzen islamitischen Bewegung führten.

Veredelt hat der Prophet die altarabische Ehe im moralischen Prinzip nur insofern, als er sie als Institution Gottes bezeichnete und einer ernsteren Auffassung Bahn brach. Er hat aber vielleicht durch die Abschließung der Frau sogar neben einigen brutalen auch manchen ritterlichen Zug dem Liebesleben genommen. Jedenfalls hat er sie sozial auf feste Füße gestellt, wie das Ibn Chaldum[1] ausdrückte:

[1] Entnommen dem für den Kenner des Orients interessanten, aber zu tendenziös, im Sinne religiöser und moralischer Annäherung der muhammedanischen und christlichen Welt, geschriebenen Buche Mahmud Mukhtar Paschas, „Die Welt des Islams im Lichte des Koran und der Hadith".

„Der Gesetzgeber (damit ist der Prophet gemeint) hat die ehelichen Begierden nicht völlig auslöschen wollen, weil es den Menschen Unrecht tun bedeuten würde, wollte man sie gänzlich davon befreien. Der Gesetzgeber war nur bestrebt, alles, was die Passion Nützliches enthält, zu einem legitimen Zweck auszunutzen, damit der Mann ein Diener Gottes werde, der in seinen Taten dem göttlichen Willen stets Folge leistet."

Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, wenn versucht wird, wie das in dem erwähnten Buche Mahmud Mukhtars geschieht, die türkische Ehe der christlichen Ehe zu nähern. Das kann nicht ohne Entstellungen und vollendete Unrichtigkeiten geschehen und hat nebenbei gar keinen Zweck. Orientalische Erotik ist nun einmal anders als europäische. Und die orientalische Ehe ist im letzten Grunde auf rein sexueller Basis aufgebaut. Gerade aus diesem Grunde muß sie, mit natürlichen Eigenschaften des Mannes rechnend, die Polygamie theoretisch festhalten, wenngleich das Geld, das zur Vielehe nötig und meist nicht vorhanden ist, aus dieser prinzipiellen Vielehe in der Praxis meist eine Einehe macht. Wenn man nun versucht, aus dem finanziellen Zwang zur Einehe eine christlichem Empfinden nahestehende Richtung der orientalischen Empfindung zu machen, so können damit nur Unwissende getäuscht werden.

Nicht uninteressant sind die Gründe, die in der türkischen Literatur zugunsten der Polygamie ausgeführt werden.

Zunächst berufen sich manche Schriftsteller auf die Vorgänge in der Tierwelt. Sie sind dabei unbewußt Entwicklungstheoretiker, aber auch als solche ohne schwere Mühe bekämpfbar. Denn ebensowenig wie wir heute auf den Bäumen herum-

krabbeln und Flöhe fressen, ebensowenig besteht schließlich die Notwendigkeit, auf dem Standpunkt der tierischen Polygamie zu verweilen. Gerade die Entwicklungslehre spricht gegen diese Leute, die auf Grund von Analogien zum Leben der Tiere die Polygamie verteidigen wollen.

Viel wichtiger ist ein zweiter Grund, den die Orientalen anführen. Die Polygamie gibt — sagen wir mal mathematisch genommen — vermehrte Möglichkeit für den Mann, Kinder zu bekommen. Das wäre an sich gerade für die Türkei bei ihrer schlechten Bevölkerungsdichte und bei den furchtbaren Menschenverlusten der letzten zwölf Jahre ein volkswirtschaftlich wichtiger Punkt.

Aber was hilft die Möglichkeit, wenn sie nicht ausgenützt wird. Die künstliche Verhinderung der Befruchtung und die Abtreibung sind in der Türkei etwa so Sitte wie in Frankreich[1]. Wenn ein Sohn geboren ist, ist der Bedarf an Nachkommenschaft meist gedeckt. Ganz im Gegensatz zu den sich außerordentlich vermehrenden Armeniern und Griechen vermehren sich die Türken so wenig, daß — wenn eine Zählung möglich wäre — wohl heute schon ein Stillstand, wenn nicht sogar eine jährliche Abnahme der Bevölkerung konstatiert werden könnte. Dazu treten dann noch die verheerenden Folgen der Syphilis. Im Wilajet Kastamuni gibt es ganze Dörfer, in denen heute kein Kind unter fünf Jahren sich befindet, aus dem einfachen Grunde, weil keines geboren wird.

Wenn also die Polygamie *als Hilfsmittel des Staates* wirken soll, dann muß vor allem beim einzelnen Mann der Wille vorhanden sein, möglichst viel Kinder zu bekommen. Dieser Wille ist aber sehr abhängig vom Geld. Aus Sorge,

[1] Vergleiche auch das Kapitel: Die Türkin als Mutter.

die erzeugten Kinder nicht aufziehen zu können, werden die meisten Kinder nicht geboren.

Auch ein ethischer Grund wird für die Polygamie ins Treffen geführt, der vielleicht recht stichhaltig ist, allerdings auch, wie wir sehen werden, einen ethischen Gegengrund auslöst.

Der Türke sagt: die Einehe erzeugt eine zu starke sexuelle Sättigung des Mannes infolge Mangels jeder Abwechslung. Aus dieser Sättigung entstehen schlechte Gewohnheiten, sowohl im ehelichen Verkehr, als auch dadurch, daß der Mann die fehlende Abwechslung außer dem Hause sucht. Hat der Mann mehrere Frauen, so wird er ganz von selbst ritterlicher gegen die einzelne, diese zuvorkommender und liebevoller gegen ihn, nach dem alten Gesetz der Konkurrenz, die stets die Leistung, hier also die Zärtlichkeit und Freundlichkeit, steigert. Seine gesteigerten Verpflichtungen in Sachen der Liebe bewahren dann den Mann von selbst vor allen Seitensprüngen außerhalb des Hauses, und vereint mit der Tatsache, daß die Türken jung heiraten sollen, könnte damit die Prostitution ausgemerzt werden.

Diese Gedankengänge sind durchaus richtig. Nun spricht eines dagegen. Je gebildeter die Frau ist, je mehr Kultur sie hat, desto mehr will sie, abgesehen von der sexuellen Alleinherrschaft, auch die geistige ausschließliche Gemeinschaft ihres Mannes. Diese Erscheinung tritt auch in der Türkei zutage. Es gibt eine Reihe von Frauen, die nur mehr unter der Bedingung heiraten, daß sie die einzigen Frauen bleiben. Sie ertragen mit viel geringerem Schmerz die Extravaganzen ihres Gatten mit den mehr oder weniger leibeigenen Dienerinnen des Hauses, als den Zustand, daß eine gleichberechtigte Frau Anteil an den Sorgen, Plänen, Freuden und Hoffnungen des Gatten nimmt. Sie verlieren an Interesse für das Haus und das

Vermögen des Mannes, wenn eine andere gleiches Interesse daran haben darf. Und schließlich dämmert auch in der ungebildeten Orientalin der Gedanke, daß, wenn ihr Körper ausschließlich nur dem einen Manne gehören darf, daraus doch ein gewisses Anrecht darauf entsteht, daß der Körper des Mannes auch ausschließlich ihr zu gehören habe. Sie mengt also in die Frage der Ehe diese Frage des Liebesrechtes. Aus dem Konflikt solcher Fragen bei Mann und Frau sind die größten Tragödien in Wirklichkeit und Dichtung in der europäischen Welt entstanden.

Gewissermaßen im Nachtrage ertönt noch ein Beweis für die Vorteilhaftigkeit der Polygamie und der lautet: Die Polygamie ruft einen erhöhten Bedarf an Frauen hervor. Infolgedessen können sich viel mehr Frauen verheiraten als in den Ländern mit Einehe. Viel mehr Frauen werden daher ihrem eigentlichen, natürlichen und höchsten Berufe zugeführt: Mutter zu sein.

1916!!

Ich muß gestehen, daß diese Folgerung so bedeutsam ist, daß man ihretwegen, wenn eben nicht die ganzen Grundlagen unserer Anschauungen dagegen sprächen und die Durchführung dieses Gedankens bei uns praktisch ganz unmöglich machten, die Vielehe einführen sollte. Die Frage der „Unverheirateten" ist eine der traurigsten. Die sexuelle Unbefriedigtheit wirkt, wie man das bei den Ideen der tollen Jungfern beobachten kann, verwirrend auf verschiedene Systeme des Gehirns ein. So lächerlich das im Allgemeinen wirkt, so traurig ist es mir immer erschienen. All diese Verrücktheiten in der Nachahmung des Mannes in Arbeit[1], äußerem Gebaren, in Rede und Hand-

[1] Um ja nicht mißverstanden zu werden, sei hier ausdrücklich festgestellt, daß die arbeitende Frau unsere größte Achtung verdient. Wir sprechen hier aber von dem Mannweib bekannter

lung, all diese Summe von an Tierchen aller Art verschwendetem Liebesübermaß, all diesen religiösen Überschwang, diese unangenehm aller Welt gepredigte Resignationsmoral, all die Unsumme zweckloſen Tuns, alles, alles ist auf Eines zurückzuführen: auf die nicht ins klare Bewußtsein tretende, darum aber nicht minder starke Empörung der Natur darüber, daß sie gefesselt, verbildet, ihrem innersten Wesen hohnsprechend beruflos, das ist ohne Mutter zu werden, ein zielloses Leben führen muß. Alle Surrogate lassen doch noch einen Rest jenes gewaltigen Willens der Natur zur Liebe, einen Rest jenes starken Triebes des weiblichen Körpers zur Arterhaltung (ohne den alles Lebendige schon längst vergangen wäre) zurück. Und an diesem Rest geht das Individuum zugrunde.

Hier können wir auch mit unserem Gedanken Anschluß an die Erscheinungen der Natur nehmen, ohne einen Fehler im Denken zu begehen. Es gibt mehr Frauen als Männer. Die Frau, die nicht Mutter werden kann, hat, wenn sie stirbt, biologisch keinen Zweck gehabt. Zweckloſes schafft aber die Natur nicht. Also sind es menschliche Anordnungen, die dem sichtbaren Wunsche der Natur widersprechen. Das geschieht nie ungestraft. Damit ist erwiesen, daß die Polygamie den Forderungen der Natur mehr angepaßt erscheint als die Einehe. Daß letztere unserer Kulturstufe mehr entspricht als die Polygamie, tut dem keinen Abbruch. Kulturforderungen und Naturforderungen liegen sich des öfteren in den Haaren.

Gestalt, die nicht deshalb wie der Mann arbeitet, weil sie das als Erwerb braucht, sondern weil sie damit sich vom Geschlecht des Weibes zu entfernen und über die „Gebärerin" sich zu erheben hofft.

Wir können uns nicht dazu entschließen, die Polygamie vom moralischen Standpunkt aus zu betrachten, weil wir so wenig als möglich in den so häufigen Fehler verfallen wollen, unseren Standpunkt zum Richter eines fremden Standpunkts zu machen. Wir glauben nicht daran, daß unsere Moral die Moral schlechtweg ist, und lächeln über nichts mehr, als über den beliebten Größenwahnsinn, der dies behauptet. Überdies scheint uns die Entscheidung darüber schwierig, was unmoralischer ist: die vom Gesetz erlaubte Polygamie oder die in Europa theoretisch verbotene, aber praktisch doch mehr oder weniger geduldete. Nichts aber erzeugt uns größere Übelkeit als Heuchelei ..... Und daß wir in bezug auf unsere Geschlechtsmoral Heuchler sind, das wird mir jedermann — wenigstens im geheimen — zugeben.

Es ist oft darüber geschrieben worden, und wir haben es selbst behauptet, daß die türkischen Ehen stark auf sexueller Basis ruhen. Daß aber im Haremsleben eine andere Basis gar nicht denkbar sei, möchte ich nicht wagen zu behaupten. Das Verhältnis, sagen wir einmal zunächst zweier Menschen, die geschlechtlich miteinander verkehren, hängt in geistiger Beziehung einfach von der Bildung der Betreffenden ab und so läßt sich auch, höchste Kultur und höchste Bildung vorausgesetzt, das Leben eines Mannes mit mehreren Frauen vorstellen, ohne daß geschlechtliche Momente allein herrschen. In dem Augenblick, in dem der allgemeine Bildungsstand in der Türkei gehoben ist, namentlich auch bei den Frauen, in dem Interesse an den geistigen Errungenschaften beiderseits vorhanden ist und durch eine gesunde geistige Gymnastik in der Jugend die Aufnahmefähigkeit gesteigert ist, wird die Ehe des Orientalen sich von selbst veredeln. Eine nur auf das

Geistige gestellte Ehe ist — man verzeihe mir den harten Ausdruck — ein Blödsinn und verrät bei beiden Beteiligten Anomalien des natürlichen Empfindens, ist also gar nichts Erstrebenswertes, sondern etwas Krankhaftes. Eine rein auf das Sexuelle gestellte Ehe ist dagegen nur ein Armutszeugnis des Geistes. Bei der überaus starken Sinnlichkeit der Orientalen, des Mannes wie der Frau, und bei beiderseitiger geringer Bildung ist das übermäßige Vorwalten sexueller Momente in der Ehe gar kein Wunder.

Menschlich erstrebenswert ist die natürliche Vermengung beider Elemente zur ehelichen Harmonie.

Es scheint mir fast, aber ich wage es nicht sicher zu behaupten, daß die türkische Frau es besser versteht, die Geliebte ihres Mannes zu bleiben, als die europäische, und damit ist die Ehe in der Türkei vielleicht in Summa glücklicher als bei uns. Zweifellos erschwert erhöhte Kultur lebenslanges Beisammensein, weil sie differenziertere, ich möchte fast sagen, empfindlichere Empfindungen schafft. Das ist mit einer der Gründe, warum ich gebildeten deutschen Mädchen die Heirat mit einem Türken nicht empfehlen möchte. Abgesehen davon, daß die Erfahrungen fast nur große Enttäuschungen gezeitigt haben, spricht auch die Theorie dagegen. Kulturverschiedenheiten lassen sich überall besser vertragen als in der Ehe.

Die Ehescheidung ist in der Türkei sehr leicht; es werden auch sehr viel Ehen geschieden. Nur fällt das nicht so auf wie bei uns, wo jede Ehescheidung in allen Familien bei Tee und Kränzchen ersehnten Gesprächsstoff bildet, wo sich auch die Öffentlichkeit mit jeder Ehescheidung wenigstens befassen kann. Das ist alles in der Türkei nicht so.

Die Türkei steht nicht auf dem Standpunkt, daß die Ehe-

ſcheidung mit allen nur denkbaren Mitteln verhindert werden ſoll, und wenn Graf Mülinen, wie Mahmud Mukhtar Paſcha anführt, geſchrieben hat, daß die Eheſcheidungen in der Türkei ſo verpönt ſind, daß ſie ſeltener vorkommen als bei uns, ſo ſtehen dieſem Zeugnis gewichtige, völlig widerſprechende Zeugniſſe gegenüber. Die Frau hat es ſchwerer, ſich ſcheiden zu laſſen, als der Mann. Der Mann braucht ſeine Frau nur fortzuſchicken. Er verliert dabei lediglich das, was ſie ihm gekoſtet hat. Die Frau hat aber nur in ganz beſtimmten Fällen das Recht, auf dem Gerichtswege die Scheidung zu beantragen. Es iſt ganz klar, daß darin eine weſentliche Benachteiligung der Frau liegt. Die türkiſche Frau hilft ſich nun dadurch, daß ſie einfach mit ihren Kindern in das Haus ihrer Eltern zurückkehrt. Der Mann kann allerdings nicht auf Alimentierung verklagt werden, hat aber ſeinerſeits nicht den mindeſten Anſpruch auf das Vermögen der Frau.

Die Kinder bilden kein Scheidungshindernis. Bis zum ſiebenten Jahre gehören alle Kinder der Frau, die Mädchen noch etwas länger. Dann übernehmen ſie der Vater oder die Großeltern. Wenn ſie herangewachſen ſind, einigt man ſich, wo ſie leben ſollen.

Dieſe Entlaſtung der Frau von den Kindern geſchieht abſichtlich, um der geſchiedenen Frau das Wiederverheiraten zu erleichtern. Eine gebildete Türkin, die vollen Anſpruch auf Kenntnis der Verhältniſſe machen kann, ſagte jüngſt in einem öffentlichen Vortrage, daß in der Türkei mehr geſchiedene Frauen als junge Mädchen heiraten: darnach wird alſo in der Türkei ſehr lebhaft geſchieden und jedenfalls häufiger als bei uns.

Es iſt ungemein ſchwer, in allen Dingen, die Frauen be-

treffen, im Orient klare Einblicke zu bekommen, denn der Begriff des Harems, des Abgeschlossenen, Unnahbaren, ist so stark ausgeprägt, daß es z. B. höchst unanständig ist, einen Türken auch nur nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Man weiß oft nicht, ob ein Türke eine oder mehrere Frauen hat. Als Enver Pascha die Prinzessin heiratete, schlugen sich die in Konstantinopel befindlichen „Orientkenner" fast die Köpfe entzwei über die Frage, ob das Envers erste oder zweite Frau sei. Die Frage blieb ungelöst[1], obgleich Enver Pascha ein so moderner Mensch ist und so viel Humor hat, daß er wahrscheinlich lachend einem Interviewer — Verzeihung, einem mit entsprechendem Auftrag versehenen Ausfrager — Antwort gegeben hätte. Aber so ein richtiger konservativer Türke, der würde einen bei dieser Frage „ansehen" und einem eine moralische Ohrfeige reinsten Wassers geben.

Nicht einmal die Polizei darf in den Harem. Die Statistik muß vor dem Harem halt machen, darum sind alle Volkszählungen nur Schätzungen gleich zu achten. Der Arzt kommt nur sehr bedingt zu seinen türkischen Patienten. Davon werden wir noch hören. Männlichen Besuch, außer von den nächsten Verwandten, darf die türkische Frau nicht empfangen, dagegen kann sie selbst Besuche bei Männern machen, natürlich verschleiert.

Langeweile ist das Motto des alttürkischen Harems. Und aus der Langeweile braut der Teufel seine Suppen. Intrigen sind beispielsweise in den Harems der Sultane die übliche Tagesbeschäftigung gewesen, für Intrigen sind alle Kräfte des Geistes und weiblicher Schlauheit mobil gemacht worden. Früher war auch ein bißchen Gift dabei, ich meine wirkliches.

[1] Enver hat tatsächlich nur eine Frau.

Heute gibt es nur mehr wenige große Harems in der Türkei und zwar einfach, weil die selbständigen Haushalte der einzelnen legitimen Frauen bei der zunehmenden Entwertung des Geldes zu teuer geworden sind. Und der einfache Harem, in dem sich die einzige Frau mit einigen Dienerinnen oder einigen Verwandten langweilt, entspricht nicht mehr den Bildern üppiger Phantasie, die sich nicht genugtun konnte in ihren Vorstellungen von ambraduftenden Hallen, in denen Dutzende von, natürlich wenig bekleideten, aber desto schöneren Frauen mit der Schönheit nackter, unsagbar rührend wirkender Sklavinnen wetteiferten, bis der von dienstfertigen Eunuchen begleitete Herr und Gebieter eintrat und schmunzelnd sich seines Besitzes freute.

Vorbei, vergangen wie Tausend und eine Nacht! Das sind Märchen, die mit trüberen Wirklichkeiten Platz wechseln, sobald man forschend orientalischen Boden betritt. Noch gibt es solche Märchenharems, aber ganz, ganz selten, in Arabien und Persien. Im Allgemeinen aber gilt der Satz hier wie überall: Eine Illusion hält so lange vor, bis die Forschung beginnt. Alles ist vor dem Wissen schön und unbedingt, nach dem Wissen alltäglich und menschlich bedingt. — Traurig, aber wahr. Die Kunst des Lebens besteht nun eben darin, im Alltag das Schöne und im Bedingten den Reiz zu finden.

Da ich weder selbst einen Harem besitze — Gott soll mich bewahren — noch das Leben in einem solchen persönlich beobachten konnte — so muß mein freundlicher Leser mir verzeihen, wenn ich ihm keine Märchen erzähle. So schön, wie seine Träume es ihm vorgaukeln, könnte ich es ja doch nicht — vielleicht gerade deshalb, weil ich etwas viel Orient gesehen habe.

Oft macht das Haus eines Türken den Eindruck, als wenn

doch ein gut besetzter Harem vorhanden wäre. Das ist eine Täuschung, die folgenden Verhältnissen ihren Ursprung verdankt. Es ist eine in der Türkei weitverbreitete und mit der Unselbständigkeit der Frauen zusammenhängende Sitte, daß ein verheirateter Mann arme weibliche Verwandte, eigene und solche seiner Frau, in sein Haus nimmt und ihnen damit Obdach und Ernährung gewährt. Auch bleiben die mehr oder weniger leibeigenen Dienerinnen ihr ganzes Leben bei einer Familie, ihre Kinder wachsen mit denen der Familie auf, sind in der Jugend deren Spielkameraden und treten dann, wenn die Söhne oder Töchter der Familie heiraten, als Diener und Dienerinnen in den neuen Hausstand.

Es gehört im Orient mit zum guten Tone, viele Dienerschaft zu haben. Diese Leute arbeiten nur das, was ihnen zugeteilt ist, im Allgemeinen recht wenig. In großen Häusern beispielsweise gibt es die Stelle eines Kaffeekochs. Dieser Mann hat nichts Anderes zu tun, als den Kaffee, mit dem jeder kommende Gast begrüßt wird, herzustellen. Ein anderer ist Odadji. In dieser Eigenschaft steht er vor dem Empfangszimmer, hat hier wohl auch manchmal einen kleinen Verschlag, wo er auf einem Kissen sitzt und auf seine Arbeit wartet, die nur darin besteht, daß er die Kommenden anmeldet und seiner Herrschaft oder den Gästen die Türe zum Empfangszimmer öffnet.

Wir haben schon erwähnt, daß das Leben im Harem für die Frau außerordentlich langweilig ist. Je ungebildeter die Frau ist, desto mehr. Wir können ja schon bei uns beobachten, daß Damen, die zu wenig geistige Regsamkeit besitzen, um sich selbst zu beschäftigen, namentlich um ernste Bücher zu lesen, ihre Langweile auf die Straße und in die Salons tragen. Diese Ablenkung und Zerstreuung fehlt den Türkinnen fast völlig,

denn die Haremsbesuche bei Bekannten sind schließlich nur einer Kombination von Langeweile, nicht aber einer Beseitigung dieser gleichzuachten. In jüngster Zeit hat man in Konstantinopel für die Unterhaltung der Frauen dadurch gesorgt, daß man ihnen den Besuch einiger öffentlicher Gärten erlaubte, und auch der Schleiererlaß wird den lebenslustigeren Türkinnen Freude am Spazierengehen erwecken, da sie ja auch wie ihre Schwestern in Europa nicht minder große Freude am Gesehenwerden als am Selbstsehen haben.

Die Stellung der Frau im Hause ist mit der Entwicklung der sozialen Verhältnisse in der Türkei wohl in den letzten Jahren oder Jahrzehnten gestiegen. Das hängt mit dem Aufhören der offiziellen Sklaverei zusammen.

Der Koran ermahnt den Mann zur Freundlichkeit gegen die Frau und empfiehlt sie seinem Schutz. Auch mehrere Hadithe sind hier zu nennen:

„Schlagt nicht die Frauen", und „Gott verbietet euch, sich an dem Recht der Schwachen, Waisen und Frauen zu vergreifen."

Dazu kommt, daß der Türke, ähnlich wie der Amerikaner, außerordentlich zuvorkommend gegen die Frau ist. Das hindert aber natürlich nicht daran, daß unendlich viele Frauen, namentlich der ärmeren Schichten, die geplagten und geschundenen Arbeitstiere ihrer Männer sind. Wenn die Frau keinen Rückhalt an ihrer Familie hat, ist sie dem Mann auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Aber es gibt doch auch in Deutschland eine große Anzahl von Ehen, aus denen die Frau nur deshalb nicht mit festem Entschluß austritt, weil sie kein Geld zum Weiterleben hat. Die Unterschiede sind da nicht so gewaltig.

Auch die „unterdrückte" Orientalin beherrscht ihr ganzes

Haus und in erster Linie ihren Mann. Ich habe gefunden, daß sich überall auf der Welt Männer, die nicht Rohlinge sind, gerne von ihrer Frau im Hause regieren lassen, wenn sich nur die Frau den, für ihr Auftreten außer dem Hause, vom Mann gegebenen Grundsätzen fügt. Ohne kleinen „Pantoffel" kann die Frau ja gar nicht ihren Mann verwöhnen. Das ist im Orient wie bei uns.

Bei uns wäre es recht erfreulich, wenn der Einfluß der Frau im Berufsleben des Mannes nicht so groß wäre, wie es tatsächlich oft ist. Unterrockswirtschaft hat weder mit staatlichem, noch mit privatem, geschäftlichem Leben etwas zu tun.

In dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse in der Türkei heute besser als in Europa. Allerdings gibt es auch manche türkische Frauen, die ihre Männer politisch beeinflussen und für „ihre Karriere" sorgen, das sind aber doch nur ganz wenige und entschieden weniger als bei uns. Das hängt mit der gebundenen Lebensweise der Türkin zusammen und wird sich mit dieser in Zukunft vielleicht ändern.

Mir erscheint für den Mann nichts erbärmlicher, als wenn er der „Liebenswürdigkeit" der Frau seine Karriere verdankt, als wenn er mangelndes eigenes Talent durch eine Art Prostitution seiner Frau ersetzt.

Die Türkin hat einige ausgesprochene Fehler, die mit dem Haremsleben zusammenhängen. Sie ist außerordentlich neugierig und naschhaft. Diese Neugierde zeigt sich z. B., wenn europäische Damen in der Provinz einen Haremsbesuch machen.

Die Türkin empfängt ihren europäischen Gast mit ausgesuchter Höflichkeit, bietet ihm an, was nur anzubieten ist, und stürzt sich mit ihren Fragen auf ihn, gleichwie ein Gewitter

auf einen einsamen Wanderer. Sie ist sehr wißbegierig, namentlich in sexuellen Fragen. Da scheut sie dann auch nicht vor den delikatesten Einzelheiten zurück.

Eine europäische Dame wurde, und das ist verschiedenen anderen vor ihr schon geschehen, in großer türkischer Damengesellschaft ganz laut gefragt, wie oft sie mit ihrem Manne verkehre, und als sie darüber etwas geniert war, wurde ihr unter Streicheln und Liebkosungen versichert, daß das doch etwas ganz Natürliches sei.

Auch die Toilette europäischer Damen reizt die Türkin zu genauester und ungeniertester Untersuchung. Seidene Unterkleider, seidene Höschen erwirken laute und freudige Ausrufe des Erstaunens, nebenbei natürlich den Vorsatz, bei nächster Gelegenheit sich derartige Feinheiten auch anzuschaffen.

Die Gespräche in den Harems sind von vollendetster Deutlichkeit. Erotische Themata spielen eine große Rolle.

Die Naschhaftigkeit ist vielleicht durch den Mann verursacht. Der Türke liebt breithüftige, üppige Frauen, daher versuchen alle Frauen, wenigstens stark zu werden, wozu sie ihrem phlegmatischen Wesen nach schon an und für sich hinreichend Anlage haben. Viel Süßigkeiten beschleunigen den Prozeß des Dickwerdens, und so knabbert die Türkin den ganzen Tag. Schlechte Zähne sind eine allgemeine Erscheinung bei türkischen Frauen. Es gibt sehr viele junge Frauen ohne Zähne oder mit falschen Zähnen.

Ob es damit zusammenhängt, was mir ein armenischer Arzt sagte, daß es auf der ganzen Welt nicht so viel Magenkranke wie in der Türkei gäbe, will ich nicht unbedingt behaupten. Jedenfalls ist es nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Die türkischen Männer sollen nach den Äußerungen eben dieses

Arztes viel zu viel essen. Ich habe selbst in dieser Hinsicht ganz erstaunliche Beobachtungen gemacht.

Die türkische Dame kennt keinen Hochmut. Selbst die einfachste Frau kann an Empfangstagen den Salon einer Dame betreten. Sie wird bescheiden an der Türe warten, kann aber sicher sein, von der Herrin des Hauses durch die Dienerinnen ein Sitzkissen geschickt zu bekommen. Die Herrin des Hauses wird ihr sagen, daß sie erfreut sei, sie zu sehen, und wird ihr die gleichen Leckerbissen servieren lassen wie den anderen Damen, und auch die anderen Damen werden das Wort an die einfache Frau richten und sie nie den sozialen Abstand fühlen lassen, der europäische Damen unbedingt von einem solchen Besuch trennen würde.

Man sieht das auch auf den Schiffen und auf den Straßen, daß vornehme Damen sich herzlich mit ganz einfachen Frauen unterhalten, und eine alte Matrone ist stets geachtet, ganz gleichgültig, ob sie die Frau eines Paschas oder eines Bauern ist.

Der Tag im Harem ist lang. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts lebte eine Generation von jungen Mädchen in den besten Kreisen, die fast durchweg von französischen Gouvernanten erzogen war. Das Resultat war eine sittliche Verderbnis, eine flache Bildung und eine Überflutung der türkischen Gesellschaft mit französischen Ehebruchsromanen. Daneben eine wachsende Unzufriedenheit mit ihrem Los, phantastische Gedanken und Unternehmungen. Abdul Hamid jagte alle französischen Gouvernanten hinaus. An ihre Stelle traten Amerikanerinnen und amerikanische Schulen, auch englische Gouvernanten kamen in die Türkei. Die Erfahrungen waren wesentlich besser. Eine mehr sachliche und nüchterne Erziehung, die allerdings nicht in das Programm Abdul Hamids paßte, fand immer größere Verbreitung,

teilweise wurde gutes Wissen erworben und Körperkultur in Form bescheidenster Anfänge von Gymnastik und Sport fand Eingang in die Türkei.

Ich möchte jedoch ausdrücklich betonen, daß diese Erscheinungen nur die obersten Kreise betreffen und der ganze Mittelstand und das Volk von all dem ganz unberührt blieben.

In den unteren Kreisen hilft die Tagesarbeit der Frau über die Langeweile hinweg. Viele Schichten des Mittelstandes, arme Offizier- und Beamtenfamilien haben kaum genug zu essen, und ich kannte eine brave, von Sorgen abgehärmte Hauptmannsfrau, die, weil ihr Mann monatelang keinen Gehalt bekam, mit ihrem Mann, einem Kind und einer alten, zur Familie gehörenden Dienerin mit sechs Piastern pro Tag (1 Mark) leben mußte — heizen, kochen, sich ankleiden usw. Und die Frau war keine Ausnahme in ihrer finanziellen Lage.

Da vergeht alle Haremspoesie von selbst. Überall auf Erden herrscht der Alltag und die Frau trägt den Alltag der Welt. Die paar nichtstuenden Damen spielen bei der Betrachtung der Masse keine Rolle. Sie tragen an ihrer Langeweile genug.

Die Frau trägt den Alltag, wenn sie arm ist, im Orient noch viel mehr als bei uns. Denn selbst der arme Orientale arbeitet nicht übertrieben viel, während sein Weib nichts sieht als Arbeit, und, weil sie nach der Geburt eines Kindes ein paar Tage liegen darf, so freut sie sich schon vorher, trotz aller zu erwartenden Schmerzen, auf ihre Feiertage.

Eine kleine Geschichte soll dieses Kapitel abschließen. Sie stammt aus Arabien und spielt in der Zeit des mosaischen Gesetzes, ist aber so ganz vom muhammedanischen Geist getragen, so typisch für die Auffassung von der Aufgabe der Frau, daß

sie sofort eine Vorstellung im Leser erweckt — und darauf kommt es uns ja, wie wir schon erwähnten, in diesem Buche in erster Linie an.

Die Erfindung dieser Geschichte hängt vermutlich zusammen mit einem legendären Gespräch des Propheten mit seiner Lieblingsfrau Aïscha über die Pflichten der Frau. Der Prophet soll zu Aïscha gesagt haben, daß die Treue der Frau ihr nach dem Tode vielfachen Segen bringt, daß dagegen jede Unzufriedenheit des Gatten und jedes Böse, was sie dem Gatten getan hat und wofür sie von ihm vor seinem Tode keine Verzeihung erlangt hat, ihr im Jenseits Qualen bereiten wird. Aber auch der Mann wird für sein Verhalten der Frau gegenüber im Himmel belohnt. Zehn Gnaden gewährt ihm Allah, wenn er mit kosenden Händen die Frau erfreut, zwanzig aber, wenn er sie an sein Herz zieht; wer sie aber in Liebe umarmt, wird für jeden Kuß dreißig Gnaden von Gott erhalten.

Mehr kann der Sterbliche nicht wollen, als daß er für die größte Seligkeit der Erde auch noch belohnt wird in einem ewig frohen Jenseits. Wie tief aber ist der Gedanke des Islams, daß Liebe von Mann und Frau Gott wohlgefällig ist! Wie versöhnt der Islam den von keinem Sterblichen intellektuell zu fassenden Gottesbegriff mit dem Gesetz der Natur, mit jenem Triebe, dem sich kein Mensch entziehen kann, sofern er kräftig, mit beiden Füßen auf der Erde steht und aus seinem Herzen keine Mördergrube macht.

Und nun die einfache und doch so schöne Geschichte, die uns gleichzeitig hinüberführt in das zweite große Zimmer der Liebe, in das Herz der Mutter.

Die Mutter eines jungen Mannes tat bei dessen schwerer Krankheit das Gelübde, für sieben Tage diese Welt zu verlassen,

wenn ihr Sohn genesen würde. Als dies wirklich geschah, begab sie sich unter Tränen und Bangen und mit heißen Gebeten in die Grabhöhle, die man für sie errichtet hatte und ließ den Zugang vermauern. Kaum war sie einige Zeit im Dunkeln und bereit zu sterben, da gewahrte sie einen Lichtstrahl, der zu ihr drang und rasch an Stärke zunahm. Aus dem Dunkel der Grabeswände ward ein blühender Garten, reich an Blumenbeeten, Wiesen und herrlichen Bäumen. Zwei Frauen lustwandelten dort und winkten und riefen ihr, auch zu kommen. Sie folgt dem Rufe und gesellt sich zu den beiden, die am Rand eines klaren, frischen Wassers sich niederlassen und sie lächelnd begrüßen. Plötzlich gewahrt die Mutter zwei große Vögel, von denen der eine mit leichtem Flügelschlag über dem Haupt einer der Frauen schwebt und ihr Kühlung und Frische zufächelt, während der andere Vogel der zweiten seligen Frau mit spitzem Schnabel fast beständig auf den Scheitel pickt und Haut und Fleisch von ihrem Haupte reißt. Erstaunt frägt die Mutter die erste der Frauen: „Weshalb ward dir diese köstliche Erfrischung, diese ständige sanfte Kühlung des Gesichtes durch den bewegten Fittich des wunderbaren Vogels?“ „Meine Schwester,“ sagte die Gefragte, „es sind die frommen Wünsche meines Gatten und die Seufzer und Tränen, die er bei meinem Tod geweint, denn ich war ihm immer eine ergebene, liebevolle und treubesorgte Gefährtin.“ „Glückliche, wie vollkommen sind nun deine ewigen Freuden, nach den Freuden eines pflichterfüllten Lebens. Und du, meine Schwester,“ wandte sich die Mutter an die andere der Frauen, „wodurch entstand dir dein Leiden inmitten dieses Ortes der Seligkeiten?“ — „O, meine Schwester,“ klagte diese, „ich ging unbeweint und unbetrauert aus dem irdischen Leben. Obwohl ich die Gebote erfüllte mit Beten, Fasten

und Wohltun, beging ich doch schweres Unrecht. Ich war meinem Gatten keine gute Gefährtin, ungehorsam und ohne Güte und Zärtlichkeit. Seine Unzufriedenheit und Flüche verfolgen mich nun bis an diesen seligen Ort und lassen mich nicht zur Ruhe kommen." „Und ist denn kein Ende abzusehen?" „Vielleicht, meine Schwester. Wenn du wieder zur Erde der Lebendigen kommst, denke an mich und erbitte bei meinem Gatten seine Verzeihung." — Die Mutter versprach ihre Vermittlung. Am siebenten Tage verließ sie den Garten, legte sich wieder in ihre Grabstätte, und bald kam ihr Sohn, sie daraus zu befreien. Sie erinnerte sich ihres Versprechens und beeilte sich, es zu erfüllen. Die Verzeihung wurde ihr gerne zugesagt. Und siehe in der nächsten Nacht erschien ihr die eine der Frauen ohne ihren peinigenden Begleiter und dankte bewegt für ihre Erlösung.

Die türkische Mutter

Die Mutter trägt im Leibe das Kind
drei Vierteljahr;
Die Mutter trägt auf Armen das Kind,
weil's schwach noch war;
Die Mutter trägt im Herzen die Kinder
immerdar.
Friedrich v. Logau, Deutsche Sinngedichte 1654

Wenn wir Männer die Frauen um eines beneiden können, dann ist es um das Muttergefühl, das die Frau auf den Altar der Menschheit hebt.

Es gibt kaum ein Volk der Erde, wo dieses Gefühl nicht mächtig am Werke ist, wo nicht Mutterliebe dem kleinen Menschenwesen ein Glück gibt, das der Erwachsene irrend und vergeblich auf seinem Erdenwandern sucht.

Was in unseren Salons sich herumtreibt und seine Kinder in den Händen der Ungebildeten verkümmern läßt, was sich geniert oder es unvornehm findet, sein Mutterglück zu zeigen, was sein Kind fürchtet, weil es die gesellschaftliche Beweglichkeit stört, — das sind die schlechtesten Mütter der Welt. Miserabel die Frau, die ihr Kind stillen kann und es nicht tut. Da sagt ein moderner türkischer Dichter ganz mit Recht, daß ein Kind, so lange seine Mutter gesund ist, nicht wie ein verwaistes Bettlerkind eine Nahrung bekommen dürfe, die eigentlich einem anderen Kinde zukomme.

Die Mutterfrage ist im Orient viel gelöster als bei uns. Das bringt in erster Linie das Familienleben des Orients mit sich, dann aber auch die Möglichkeit, die im Orient für den Eingeborenen besteht, von nahezu nichts zu leben, und endlich die Tatsache, daß jeder in seinem Hause so ziemlich tun kann, was er will, sofern er niemandem schadet.

Bei uns zerreißt sich die gesamte Tantenschaft der Keuschheit ihr Maul, wenn ein armes Ding, das in den Künsten der Liebe zu wenig erfahren war, ein uneheliches Kind bekommt; und wenn so ein armes Wesen in seiner Angst, bevor es Mutter wird, den Ratschlägen einer „weisen Frau" folgt, dann regt sich auch das Gesetz gegen das Verbrechen am keimenden Leben, und wenn eine Mutter das Furchtbarste tut, was einem Mutterherzen geschehen kann, und ihr Geborenes tötet — ja glaubt ihr denn, sie würde es nicht lieber in weichen Windeln betten? Glaubt ihr nicht, sie würde sich lieber herzlich ihres Glückes freuen? Ihr seid schuld daran, heuchlerische Gesellschaft! Ihr erklärt die nichtverheiratete Mutter vogelfrei. Ihr ächtet sie, ihr schlagt sie, wenn schon moralische Schwächen ihren Fehltritt hervorgerufen haben mögen, vollends moralisch tot. Ihr habt vor der Mutterschaft an sich nicht den geringsten Respekt. Ihr macht so eine arme Mutter gesellschaftlich unmöglich. Ihr quält sie bis aufs Blut. Ihr macht ein Verbrechen aus ihrem Mutterglück. Ihr kennt in dem pharisäerhaften Dünkel eurer erzwungenen oder zufälligen Tugend kein Verzeihen.

Wenn die Menschen Geld genug hätten, zu heiraten, dann würden weniger uneheliche Kinder geboren, weniger Verbrechen gegen das keimende Leben begangen und weniger Kinder getötet. Schafft Möglichkeiten des Erwerbs! Möglichkeiten der Begründung eines Hausstandes, und ihr werdet alle Verbrechen

der Armut mitsamt der Prostitution, wenn auch nicht beseitigen, so doch mehr einschränken als durch euer billiges Entsetzen.

Im Orient ist in dieser Hinsicht vieles besser. Auch besteht im Orient die Möglichkeit fast für jedes Mädchen, früh zu heiraten. Was im Harem geschieht, geht niemanden etwas an. Auch die Mägde und Dienerinnen sind in ihrer Leibeigenschaft in manchen Dingen doch viel freier als unsere Frauen. Wenn die Dienerin schwanger wird, wird sie nicht entlassen, auf die Straße geworfen und mit allem Schmutz der Verachtung bestraft. Der Koran erlaubt den Umgang mit Dienerinnen. Er verlangt aber auch, daß für die Mutter des Kindes gesorgt wird.

Die Sklavin gehört eben zur Familie und ist aller Sorge enthoben. Von ihrem Herrn ein Kind zu haben, ist höchstens Glück. Manchmal mag sie unter einer herrschsüchtigen Gattin leiden, namentlich wenn diese unfruchtbar ist, aber das sind keine Allgemeinerscheinungen.

Wie sehr die Würde der schwangeren Frau anerkannt und gewissermaßen religiös festgelegt wird, geht aus einem Gespräch des Propheten mit Aïscha hervor. Der Prophet sagt: „Die gesegneten Zeiten einer Frau bringen ihre Leiden, aber sie tragen auch ihren Lohn in sich. Wenn eine Frau empfangen hat durch die Kraft ihres Mannes, so hat sie alle Verdienste des Fastens in der Zeit der Enthaltsamkeit, alle Verdienste des Gebetes während der Nächte, alle Verdienste des Gläubigen, der inmitten von Gefahren die Feinde des Glaubens besiegt. Ja, für die Frau, die empfangen hat, rufen die Engel den Segen des Herrn an, sie erflehen ihn bis zu der Stunde, da sie die Frucht ihres Leibes gebären wird. Und wenn dieser Tag des Leidens gekommen ist, dann eilen die Engel des Himmels zu dieser schmerzensreichen Mutter und umgeben sie mit ihren Gebeten.

Bei jedem Anfall von Schmerzen wird ein Verdammter befreit von den Qualen des hölliſchen Feuers. Und der Mutter ſind ihre Fehler verziehen und wären ſie ſo zahlreich wie die Blätter am Baume. Im Augenblick aber, wo der mütterliche Schoß das neue Leben dem Lichte ſchenkt, ſingen die Engel: ‚Glückſelige! Sei glücklich, o Mutter, die du jetzt noch leideſt! Möge Gott dich in den Mantel ſeiner Barmherzigkeit einhüllen!‘ Und wenn der Tod ſich einer Mutter auf ihrem Schmerzenslager bemächtigt, ſo ruft Gott ſie zu ſich in die Wohnungen ſeiner Auserwählten.“

Mit der ſcharf eingehaltenen Einehe ändern ſich viele Verhältniſſe in der Türkei, und die Frage des Frauenerwerbs und der Unverheirateten, heute noch belanglos, wird einſt ebenſo ernſt werden wie bei uns. Gewiß iſt, aus finanzieller Not veranlaßt, der Neo-Malthuſianismus groß geworden, aber nicht größer als bei uns, und die Abtreibungen ſind im Orient von jeher bekannt geweſen. Es wird dadurch viel an der Volkskraft geſündigt, im einzelnen Fall aber auch manche ſonſt unlösbare Frage ſpielend gelöſt. Viele Frauen erliegen den ungeſchickten Machinationen der auf ganz primitivem Entwicklungsſtadium ſtehenden Hebammen.

Die Frage, ob und wie weit die Verhütung der Konzeption berechtigt iſt, mögen andere beantworten — der Orientale ſagt da mit gewiß nicht abzuleugnender Berechtigung — daß das ſeine Privatſache ſei. Dagegen ſollte energiſcher gegen die Abtreibung vorgegangen werden. Man ſoll den Lauf der Natur nicht ohne zwingende Not unterbrechen und nicht das Leben und die Geſundheit von einer großen Zahl von Frauen aufs Spiel ſetzen. Im Intereſſe der orientaliſchen Frauen wäre es gelegen, hier durch Belehrung, durch Hebung der Bildung,

durch größeres Interesse, das der Staat am Kinderreichtum seiner Familien zeige, entgegenzuwirken. Nicht durch Bestrafungen! Das Gesetz tappt da wie ein plumper Bär in Verhältnisse, die sich eben nicht nach Paragraphen beurteilen lassen.

Die im Orient sehr verbreitete Syphilis ist eine volkswirtschaftlich sehr viel größere Gefahr, die an der Nachkommenschaft der Muhammedaner nagt und die Bevölkerungszunahme verhindert. Dann die entsetzlichen Infektionskrankheiten und der vollendete Mangel an geschulten Ärzten! Konstantinopel ist, wie nicht oft genug gesagt werden kann, nicht die Türkei. Geht hinaus in die Provinzen und fragt, wie viel Frauen im Wochenbette sterben, trotzdem die Geburten unvergleichlich viel leichter sind als in Europa. Da wird mit Zaubereien und Amuletten, mit schmutzigen Händen und rostigen Scheren gearbeitet und Hunderte gehen in den Armen völlig hilfloser, gänzlich kenntnisloser Hebammen zugrunde.

Und je mehr die Syphilis sich verbreitet, desto gefährlicher werden die Geburten. Mit allem Ernste müßte die Regierung darangehen, die Gefahren, die die „Mutter" bedrohen, zu verringern.

Die Scheu, die Schwangere von einem Arzt, wenn je einmal einer zur Verfügung steht, untersuchen zu lassen, oder gar ihr während der Geburt beistehen zu lassen, ist noch sehr groß und sehr verbreitet. Mir sagte ein berühmter Geburtshelfer in Konstantinopel, der sich eine Hebamme sorgfältig ausgebildet hatte und ein wahrer Segen für so und so viele Menschen schon geworden war:

„Sie glauben gar nicht, wie ich selbst hier in Konstantinopel, wo man doch glauben sollte, die Menschen seien vernünftiger, mit den alten Vorurteilen kämpfen muß. Zu orthodoxen Tür-

kinnen werde ich überhaupt erst gerufen, wenn die Frau am Sterben ist und wenn die Pfuscherinnen schon so lange an dem armen Weibe herumgewirtschaftet haben, daß höchste Gefahr ist. Und dann eine Untersuchung mit der Hand — während der Schwangerschaft!? Ausgeschlossen, völlig ausgeschlossen!" —

Diese Äußerung erscheint mir charakteristisch, zumal der Arzt nicht etwa ein Europäer, sondern selbst ein Türke war.

In einem Gegensatz zu den oben erwähnten zahlreichen Versuchen, die Schwangerschaft zu verhindern oder gar vorzeitig zu beenden, steht die Tatsache, daß im Allgemeinen es der sehnlichste Wunsch jeder Türkin ist, ihrem Mann einen Sohn zu schenken. Töchter sind wesentlich weniger beliebt, wenngleich die Sitte, sie nach der Geburt zu töten, die zur Zeit vor Muhammed in Arabien üblich war, verschwunden ist.

Ein bedeutender türkischer moderner Schriftsteller, Ahmed Hikmet, hat eine Novelle geschrieben, „Das Wiegenlied", in der er in feinsinniger Weise die Sehnsucht des türkischen Weibes nach einem Kinde schildert. Wir können nichts Besseres tun, als hier den Inhalt kurz wiederzugeben:

Zahire war in zehnjähriger Ehe kinderlos geblieben. Ihr Gatte, faul, ausschweifend und heftig, hatte im Lauf der Zeit jedes Gefühl von Liebe gegenüber Zahire verloren. Er kam betrunken nach Hause und zeigte ihr bei jeder Gelegenheit seine Abneigung. Sie aber sehnte sich nächtelang nach einem Kinde, sie konnte es gar nicht hören, wenn ihre Freundinnen von ihren Kindern erzählten, sie fühlte, daß sie nun altere, und schwere Einsamkeit lag auf ihrer Seele.

Sie hoffte auch von einem Kinde die beste Wirkung auf den allmählich völlig zugrunde gehenden Gatten.

Natürlich probierte Zahire alle geheimen Mittel, die sie finden

konnte. Sie ließ sich von den Bekannten „Wöchnerinnen-Scherbet" schenken, das ist gekochter Bonbonzucker, der im Hause einer Wöchnerin hergestellt ist, und, an andere Frauen geschenkt, die Nachahmung anregen soll. Sie kaufte die im ägyptischen Basar vorhandenen „Altweibermedizinen", die fruchtbar machen sollen. Von der Grabstätte Ebu Ejjubs kaufte sie vom Wärter eine der gesuchten Leibbinden, die unfruchtbaren Frauen helfen sollen. Von einem gewissen, in hohem Ansehen stehenden Brunnen holte sie sich Steinchen. Sie lief selbst zum Grabmal des „raschgebenden Vaters" und versprach Votivgeschenke, sie kaufte einen grünen Schleier für das Kind und ein Wickelband, und nähte die ganze Ausstattung, als da im Orient sind: baumwollene Windeln, leinene Hemdchen, Unterhöschen mit Spitzenansätzchen, spitzenbesetzte Mützchen.

Vergeblich! — In Pera sah sie eine Puppe in einem großen Magazin! Sie mußte sie kaufen.

Endlich schienen ihre Wünsche in Erfüllung zu gehen.

Eines Tages flüsterte sie das Geheimnis ihrem Gatten ins Ohr und bat ihn, die Geburtsamulette bereit zu halten[1]. Nun

[1] Ich entnehme die Erklärung wörtlich dem reizenden Buche Ahmed Hikmets, „Türkische Frauen" von Schrader, Berlin, bei Mayer und Müller, 1907, dem ich auch die ganze Erzählung verdanke. Der „Nazar taqymy" besteht aus drei Amuletten, aus einem flachen größeren Stück blauen Glasflusses, auf das ein Auge gemalt ist, einem kleineren aus demselben Material, auf beiden ist das Weiße von einem gelben Rande umgeben. Dazu kommt als dritter Bestandteil eine kleine Kaurimuschel (Cypraea). Bei besser situierten Personen gehört zu dem „Nazar taqymy" auch eine Art Plakette aus Gold, deshalb kurzweg „Altyn" genannt, die gewöhnlich mit Stickerei umgeben ist, oder mit Türkisen, die ein ganz besonders kräftiges Mittel gegen den bösen Blick darstellen. Diese Plakette trägt auf der einen Seite die Inschrift: „Ma-

zog Glück in das Haus ein, der Gatte blieb zu Hause, war von vollendeter Zärtlichkeit mit Zahire und verwöhnte sie nach allen Richtungen. Beide verloren sich in Träumereien über die Zukunft des Kindes, suchten alle Namen der Geschichte durch. Der Sohn sollte ein Soldat, die Tochter eine gebildete Geigenkünstlerin werden. Dieses „Zukunftsschlösserbauen" der Türken ironisiert Ahmed Hikmet hier außerordentlich gut.

Endlich war das Kind geboren: ein Knabe.

Aber die Freude war sogleich mit bitterstem Leid gemischt. Das Kind war von der Geburt an krank. Alles geschah, um seine Gesundheit zu bessern. Die Familie zieht auf eine Prinzeninsel[1]. Jeden Morgen und jeden Abend betet Zahire, alle Ärzte müssen helfen, ein wundertätiger Hodscha muß es anblasen — das Kind blieb krank. Dazu kam, daß der Gatte auf vierzehn Tage nach Smyrna verreisen mußte. Zahire bleibt mit der Dady (Kinderfrau) allein zurück. Der Zustand des Kindes verschlimmert sich. Zahire faßt die Verzweiflung, das Kind stirbt. Mit ihm das ganze Leben Zahires. Sie erstarrt und wird wahnsinnig. Sie singt immer wieder, auch als das Kleine längst begraben war, das alte Wiegenlied und unterbricht sich nur durch wildes Lachen.

∴

Eine Menschheitsgeschichte ist das, erschütternd in ihrer Einfachheit und klar erweisend: Es ist kein Unterschied in der Mutterliebe zwischen dort und hier.

---

schallah!", auf der anderen liest man: „Ja hafiz!" (O Bewahrer, d. h. o Gott!)

[1] Im Marmarameer, am Eingang des Golfs von Ismid gelegene, als Sommeraufenthalt sehr beliebte Inseln.

Der Koran beschäftigt sich an verschiedenen Stellen mit der schwangeren Frau:

Sure 6, Vers 98: „Und er ist's, der euch entstehen ließ aus einem Menschen; und er gab euch eine Stätte und einen Lagerraum (im Mutterschoß)."

Sure 13, Vers 9: „Allah weiß, was jedes Weib (im Schoße) trägt, und um was sich die Schöße verengen und ausdehnen. Und jedes Ding hat bei ihm sein Maß."

Sure 16, Vers 80: „Und Allah hat euch aus den Leibern eurer Mütter hervorgebracht als Unwissende. Und er gab euch Gehör und Gesicht im Herzen, auf daß ihr dankbar wäret."

Sure 53, Vers 33: „Er kannte euch sehr wohl, als er euch aus der Erde hervorbrachte, und da ihr Embryos waret in eurer Mütter Leibern."

Aus all diesen Stellen, denen noch mehrere andere an die Seite zu stellen wären, geht hervor, daß Allah schon auf das ungeborene Kind einwirkt.

Die schwangere Frau soll nach orientalischer Ansicht geschont werden. Wenn der Mann sich von ihr scheiden lassen will, muß er für sie sorgen, bis die Geburt vorüber ist. Eine Zahlung von Alimenten kennt der Orient nicht.

Wir haben schon gelegentlich der Geschichte von Zahire osmanischen Aberglauben erwähnt. Es ist selbstverständlich, daß in dieser Zeit der Erwartung im Orient der Aberglaube so üppig blüht wie bei uns.

Stern erzählt von Jüdinnen und christlichen Syrierinnen: „Bei den Juden in Palästina messen schwangere Frauen mit einem Seidenfaden die Tempelmauer und winden den Faden dann um ihre Hüften; dies behütet sie vor dem Verluste des Segens ihres Leibes. Den gleichen Zweck erfüllt gut

ein Gürtel, mit welchem in der Synagoge eine Thorarolle umwickelt war. Andere Frauen hängen sich um den Hals ein Schloß, dessen Schlüssel sie vorher weggeworfen haben.

Bei den Christinnen in Syrien steht keine Schwangere zu Gevatter, da man in solchem Falle eine Fehlgeburt oder den Tod des Patenkindes befürchten müßte. Wenn ein Obstbaum keine Früchte trägt, so braucht nach syrischem Aberglauben bloß eine schwangere Frau an dem Zweige des Unfruchtbaren einen Kieselstein zu befestigen — und der Baum wird Früchte tragen; allein, da er, fruchtbar werdend, die Frau um ihre eigene Fruchtbarkeit bringt und dieses Experiment der Schwangeren eine Fehlgeburt verursacht, so findet sich keine Frau, welche die Wirksamkeit des Mittels erprobt hätte."

Die Volksmedizin bemächtigt sich der Schwangeren, läßt sie zur Ader, schnürt sie in feste Binden ein und quält sie weidlich.

Auch die Frage, ob das zu Erwartende ein Mädchen oder ein Junge wird, bemühen sich die Türken mit dem gleichen Mißerfolge zu lösen wie wir. Da man aber immer die Möglichkeit fünfzigprozentiger Wahrheit seiner Weissagung hat, so gelten manche Anzeichen und Mittel als unfehlbar. Die Erfolge merkt man sich, die Mißerfolge vergißt man. —

Nachdem es nun aber in Deutschland auch notwendig wird, daß unsere Frauen dem Vaterlande Jungen schenken, recht viel Jungen, will ich hier zu Nutz und Frommen aller, die es brauchen, anführen, was ich an bedeutsamen Mitteln und Voraussagungen des Orients weiß.

Ein Türke frug mich darnach, wie ich es machen würde, um einen Jungen und kein Mädel zu bekommen. Da antwortete ich ihm: „Ganz einfach! Ich würde das Neugeborene nicht ansehen, sondern Muhammed nennen."

Da nun diese Methode sicher nicht über die Rekrutenaushebung hinaus wirksam bleibt, müssen wir — damit wir ein gutes Nachschlagebuch für unsere Damen werden — schon mit anderen Mitteln kommen und uns in der Literatur umsehen.

Das erste — außerordentlich wirksame, erfordert den Ankauf einer Hausschlange, wie sie in den jüdischen Häusern des Mittelalters zu finden war. Fällt diese Schlange vom Schrank ins Bett, so wird die Frau — vorausgesetzt, daß ihr aus Schrecken nichts Anderes passiert — einen Sohn bekommen.

Aber mit der Schlange ist das so eine Sache! Lieber etwas Anderes!

Wenn die Hunde vor dem Hause der Schwangeren bellen, ist ein Knabe zu erwarten. Sie sehen nämlich den Propheten Elias, dem sie ein Begrüßungsfreudengeheul anstimmen, und Elias ist der Beschützer der Frauen, die einen Knaben bekommen. Das glauben wenigstens die Juden in Palästina heute noch.

Wenn wir uns entschließen könnten, bei der Hochzeit Oliven zu essen, recht viel, dann wären Mann und Frau richtig — das heißt, für einen Knaben vorbereitet. Das ist türkische Ansicht. Ebenso, wenn eine schwangere Frau einen falschen Schritt tut und stolpert, das ist sehr vorteilhaft, wenn sie einen Knaben bekommen will.

Nun kommt wieder etwas mit einer Schlange. Dazu ist sogar noch ein Beschwörer notwendig. Wenn diese Schlange ruhig den Anblick der Frau erträgt, dann wird's ein Bub. Vor dem Mädchen aber kriecht sie zurück, vermutlich, weil sie sich vom Paradiese her noch schämt.

Man kann auch während eines Wochenbettes, das ein Mädchen gezeitigt hat, für das nächste sorgen — gewissermaßen für eine zweite verbesserte Auflage — indem die Wöchnerin unent-

wegt Fische ißt. Bei den fleischlosen Tagen haben unsere Wöchnerinnen also für das nächste Mal Aussicht. Vielleicht sind deshalb die fleischlosen Tage eingeführt worden, nachdem man die Polygamie doch wohl nicht riskiert!

Endlich gibt es noch eine Reihe von „wirksamen" Medizinen, deren Rezepte ich aber leider nicht verraten kann. Vermutlich ist jeder Absud gut, wenn der Glaube nur recht stark ist.

Die Niederkunft der Türkinnen und Armenierinnen ist im Allgemeinen leicht, was bei den von uns oben geschilderten Verhältnissen ein großes Glück für sie bedeutet. Europäische Forscher glauben, daß das daher komme, weil die Frauen von Kindheit an auf den Knien oder in Hockstellung zu sitzen gewöhnt sind, bequeme Kleidung tragen und viele Dampfbäder nehmen.

Auch die palästinensischen Frauen gebären leicht, meist bevor die Hebamme erscheint.

Die Araberin schreit nicht einmal während des Geburtsaktes. Bei ihr scheint das Wort der Bibel „Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären" kaum anwendbar.

Eine türkische Hebamme sagte bei einer Frau, die nach dreistündigen Wehen noch nicht geboren hatte: „Bei Gott, ich habe noch nie in meinem Leben eine Geburt so lange dauern sehen." (Nach Stern.)

Die Brotstücke, die der Sultan auf dem Eßtische liegen läßt, sollen die Geburt wesentlich erleichtern, sie werden sorgfältig gesammelt und eingewickelt an die Frauen verschenkt, die sie erbitten. Wasser der heiligen Quelle, Erde von gewissen Friedhöfen und eine Unzahl anderer Mittel helfen bei der Geburt, natürlich auch die Tränklein der Volksmedizin.

Furchtbar ist die Sitte in Anatolien, bei falschen Lagen des

Kindes die Mutter auf ein Leintuch zu legen und von den vier an den Ecken haltenden Frauen prellen zu lassen. So was soll der eigensinnigste Embryo nicht aushalten.

Nach den Forschungen von Ploß-Bartels ist die Stellung der orientalischen Frauen bei der Niederkunft verschieden. Es gebären liegend: die spanioliſchen Jüdinnen; halbliegend oder hinten übergelehnt sitzend: die Griechinnen und Türkinnen (Osmaninnen), die paläſtinenſiſchen Frauen und Araberinnen; sitzend: die paläſtinenſiſchen Frauen und die Araberinnen; kniend: die Griechinnen, Georgierinnen, Armenierinnen und Perſerinnen. Manche Völker haben in ſich ſelbſt, wie die Überſicht ergibt, verſchiedene Sitten.

Auch der in Deutſchland früher faſt allgemein verwendete Gebärſtuhl iſt vielfach im Orient im Gebrauch. Auf der Inſel Cypern iſt er aus einer Zeit etwa dreihundert Jahre vor Chriſti Geburt als im Gebrauche nachgewieſen.

Nicht ohne Humor geht es in Bagdad zu, wo eine Muſikbande vor der Türe der Gebärenden heitere Weiſen ſpielt, um die Frau über ihre Schmerzen hinwegzutäuſchen. Wenn nun noch hinzugeſetzt wird, daß die Bagdaderin hockend auf einem Aſchenhügel ihre ſchwere Stunde durchmacht, und alle Nachbarinnen in dieſem Zimmer verſammelt ſind, ſchwätzen, kreiſchen, rauchen und eſſen — ſo gewinnt die ganze Szene an komiſcher Kraft.

Traurig wird die Lage nur dann, wenn die Geburt ſchwer vonſtatten geht. Die arme Frau wird dann auf den Kopf geſtellt, und nun beginnt die Hebamme mit roſtigen Scheren, von denen wir ſchon ſprachen, ihre Henkersarbeit.

Wir wollen in dieſem Buche nicht von den entſetzlichen Operationen ſtümperhafter orientaliſcher Hebammen ſprechen, die

ſtets den Tod der Mutter zur Folge haben. Man muß nur herzlich die Leiden der unwiſſenden Menſchheit bedauern.

Wenn nun die Geburt, weil die Natur geſund war, glücklich verlief, dann beginnt ſofort wieder der Aberglaube, ſich mit Mutter und Kind zu beſchäftigen. Amulette, Zaubermittel, Räucherungen und Sprüche werden in Maſſen losgelaſſen, denn die Dämonen, in Armenien ſogar der Teufel ſelbſt, lauern vom Moment der Geburt an auf ihre Beute.

Ich ſagte einer Syrierin, die ihren Säugling trug, einmal ein paar freundliche Worte über die „Schönheit“ ihres Kindes, weniger einem Trieb der Wahrheitsliebe zufolge, als um der Mutter eine Freude zu machen. Sie lachte mich dann auch an, und als ich ſie fragte, ob das Kind geſund ſei, da antwortete ſie erſchreckt: „Ja, ja, es iſt geſund,“ und dann, wie den ſie belauernden Geiſtern zugewandt: „Es iſt ein häßliches Kind, es iſt nichts wert!“ Das arme Weib wollte die Geiſter abhalten, die vielleicht durch mein Lob hungrig auf das Kind geworden waren. Ich gab der Frau ein großes Zaubermittel, ich glaube, es war eine Tablette von Hirths Elektrolyth, und ſie ging ſeelenvergnügt und mit dem Bewußtſein, nunmehr allen Dämonen gewachſen zu ſein, von dannen.

Das Schickſal der Tablette iſt ganz klar. Sie wird als von einem großen „hekim efendi“ (Doktor) ſtammend, in Seide eingenäht und dem kleinen Syrier irgendwo umgehängt.

Dem Kinde ſelbſt Milch zu geben, gilt im Orient, bis auf wenige Kreiſe, die „geſellſchaftlich“ zu viel zu tun haben, wie eben ſchon geſagt, als Ehrenpflicht. Die Sorge, daß genügend Milch da iſt, macht erneuten Zauber mobil. Auch die chriſtliche Kirche beteiligt ſich daran. Ich finde in Stern, was mir, etwas variiert, in Syrien erzählt wurde:

„Die sogenannte Milchgrotte bei Bethlehem, in der die heilige Jungfrau die Nacht vor der Flucht nach Ägypten zugebracht, steht bei den säugenden Müttern und Ammen, deren Milchfluß zu versiegen droht, in großem Rufe. Die weiße Erdart — Bolus — von der die Bezeichnung der Grotte entlehnt ist, soll der Legende zufolge so entstanden sein: Als die Jungfrau Maria dem Christuskinde die Brust reichte, fielen einige Milchtropfen zu Boden, wodurch derselbe sogleich das Ansehen milchweißen Staubes erhielt. Aus der Erde der Milchgrotte bereitet man kleine runde Kuchen, denen man das Siegel des heiligen Grabesordens aufdrückt und Amulettenrechte verleiht. In Wasser aufgelöst und als innerliches Medikament genommen, sollen diese Pastillen die versiegte Milch wieder in Fluß bringen."

Der Aberglaube ist nicht etwa durch die Religionen und Konfessionen getrennt. Er ist durchaus interkonfessional und variiert nach anderen Zusammenhängen, die oft sehr interessante gemeinsame Wurzeln haben, deren Untersuchung uns hier aber viel zu weit führen würde.

Die Türkin, die ihr Kind säugt, bekommt von ihrem Manne in Befolgung einer Koranstelle ein besonderes Taschengeld, sogar wenn die Frau geschieden ist. Im Koran, Sure 65, Vers 6 heißt es nämlich:

„und wenn sie für euch stillen, so gebt ihnen ihren Lohn."

Die Frauen stillen im Orient gewöhnlich viel länger als bei uns: Levantinerinnen und Griechinnen ein bis zwei Jahre; Türkinnen, Perserinnen und ein Teil der Araberinnen etwa zwei Jahre; Armenierinnen und Syrierinnen bis zu drei Jahren. Bei den Fellachinnen in Palästina kann man fünfjährige oder sechsjährige Säuglinge sehen, die nebenbei Brot und Gemüse essen und ihre Mutter nur als — „Konditorei" verwenden.

Das sieht sehr drollig aus, wenn so ein kleiner verdreckter Bursch zu seiner Mutter läuft und was „trinken" will. Der Koran nimmt zwei Jahre als Durchschnitt an. Er sagt:

„Wir legten dem Menschen Güte gegen seine Eltern ans Herz. Seine Mutter trug ihn in Schwäche und seine Entwöhnung ist zwei Jahre."

Der Koran erlaubt die Mietung von Ammen. Ammen sind gewichtige Persönlichkeiten des türkischen Haushaltes. Man darf sie nicht ärgern, sonst wird die Milch sauer und man muß sie verwöhnen, sonst ärgern sie sich. Meistens sind es Griechinnen. Besonders am Hofe hat die Amme eine Bedeutung, die zweifellos diejenige eines Ministers erreicht, wenn nicht übersteigt.

Zur Zeit der großen Harems (auch heute noch da und dort) hatte es ein Säugling besonders gut. Die türkischen Frauen sind ganz närrisch in ihrer Kinderliebe. Jede Frau, die Milch hat, und das waren in einem großen Harem immer einige, hilft der Mutter und säugt das Kind auch, so daß so ein kleiner Kerl schon in den ersten Monaten seines Lebens sich zum rechten Schlemmer entwickelt.

Der Tag der Entwöhnung gehört wieder in erster Linie den Dämonen. Zauber und Festlichkeiten können da allein helfen. Schon Abraham feierte, wie 1. Moses, Kapitel 21, 8 uns berichtet, ein großes Fest an dem Tage, an dem Isaak entwöhnt wurde.

Die Erziehung der Kinder, die oft im Orient von ihren Müttern allzu sehr verwöhnt werden, gehört nicht mehr zu unserem Thema. Aber das kann und soll noch erwähnt werden, daß die Mutter außerordentlich hoch geachtet ist im ganzen Orient. Schon der Koran und die Hadithe enthalten eine Reihe

von Stellen, die darauf hinweisen, und die dem Orientalen eigene Dankbarkeit gegen Eltern und Lehrer gestaltet das Verhältnis von Eltern zu Kindern zu einem Muster.

Der Koran sagt: „Und bestimmt hat dein Herr, daß ihr ihm allein dienet und daß ihr gegen eure Eltern gütig seid, sei es, daß einer oder beide bei dir ein hohes Alter erreichen. Darum beklage dich nie, daß sie dir zur Last fallen, und schilt sie nicht, sondern führe zu ihnen ehrfürchtige Rede. Und füge dich ihnen unterwürfig aus Barmherzigkeit und sprich: Mein Herr, erbarme dich beider, so sie mich aufgezogen, da ich klein war," und

„Wir legten dem Menschen Güte gegen seine Eltern ans Herz. Darum sei Mir und deinen Eltern dankbar. Zu Mir ist der Heimgang."

Auch die Hadithe haben ähnliche Stellen:

„Es gehört zu den Todsünden, sich den Eltern gegenüber zu empören."

„Das Paradies liegt unter den Füßen der Mütter."

Die türkische Frau in der Spruchweisheit

Des Spruches Sinn ist völlig dem nur klar,
Der seine Wahrheit selber schon erfahren;
Doch ist es gut, sich einen Spruch, der wahr,
Der künftigen Erfahrung aufzusparen.

Friedrich Güll

Wenn wir Sprichwörter studieren, so finden wir ebenso wie bei den Lebensmaximen berühmter Männer, daß von Einheitlichkeit der Anschauung keine Rede ist. Auch das Sprichwort ist nicht immer letzte, abgeklärte, „objektive" Weisheit. Es hat seine Geschichte und ist damit ein Produkt der Entwicklung. Es ist oft auch aus der persönlichen Erfahrung entstanden und ist zum Allgemeingut geworden weniger deshalb, weil es eine Allgemeinerfahrung darstellte, als weil es geistreich war.

Dazu kommt noch, daß überall im Leben die Kritik, die Negation, leichter ist, als positives Bessermachen, und daher sind kritische Sprichwörter so häufig.

Endlich ist, namentlich bei den arabischen Sprichwörtern, nicht zu vergessen, daß im alten Islam eine der Frauenentwicklung feindliche Tendenz sich allmählich bildete, die im Verein mit den Ansichten des Orientalen über Liebe (Vorherrschen des rein sexuellen Moments) und Ehe (Vorherrschen des geschäftlichen

Prinzips beim Schließen derselben) das allgemeine Urteil über die Frau verzerrte.

Soll ich endlich noch einen psychologischen Grund dafür anführen, warum im Orient, ähnlich wie bei uns, die Sprichwörter über die Frau mehr ungünstig als günstig sind? Ich weiß nicht, ob dieser Grund stichhaltig ist, aber er erscheint mir so naheliegend: Wer glücklich liebt und wer zufrieden mit seiner Frau seine Tage dahinbringt, braucht keine fremde Weisheit, dem ist sein Glück Weisheit genug. Wer aber unglücklich liebt, wen die Geliebte verläßt, wer unter einem keifenden Weibe leidet und unter ihrer Herrschaft seufzt, wen seine Frau betrügt, wer mit einem Worte am Weibe krank ist, der sucht Trost. Der merkt sich Sprüche eines anderen mit gleicher Erfahrung, der gibt diese Weisheit weiter und hilft dem kritischen Sprichwort zur Unsterblichkeit, während das die Frau lobende Sprichwort keine solche Notwendigkeit seiner Existenz im psychologischen Sinne hat[1].

Wenn wir das Weib nur nach den Fehlern beurteilen wollten, die das Sprichwort an ihr findet, so müßten wir armen Männer am besten bis an unser seliges Ende unbeweibt bleiben. Hören wir die grausame Verurteilung:

„Keine Treue beim Weib." (a)

*

„Die Frauen sind Teufelskühe." (a)

*

„Die Frauen sind Fleisch und Holz." (a)

*

[1] Der Abkürzung zuliebe bezeichnen wir im Folgenden mit (a) arabische, mit (t) türkisch-osmanische, mit (p) persische und mit (h) hebräische Sprichworte.

„Die Worte sind Weiber,
Die Taten Männer.“ (t)

*

„Wer fände je ein Pferd, ein Weib, oder ein Schwert ganz zuverlässig?“ (p)

*

„Bei drei Dingen ist kein Verlaß: bei Pferden, bei Königen und bei Frauen.“ (a)

*

„Meer, Feuer, Weib: drei Übel.“ (t)

*

„Wo es immer nur eine junge Frau mit dem Antlitz einer Fee gibt, da wird sie von einem Dämon begleitet.“ (p)

*

„Was für ein Mann ist das, der weniger als eine Frau ist?“ (p)

*

„Frauen und Drachen sind am besten in der Erde.“ (p)

*

„Das Grab ist der beste Schwiegersohn.“ (a)

*

Genügt es Ihnen, verehrte Leserin? Nun über die Liebe! Da werden die Orientalen schon etwas galanter.

„Eine schöne Frau und guter Wein sind süßes Gift.“ (t)

*

„Die Liebe entsteht aus dem Anblick.“ (t)

*

„Liebe entsteht aus der Abwesenheit.“[1] (a)

*

„Liebe und Moschus können nicht verborgen bleiben.“ (p)

*

„Drei Dinge können nicht verborgen bleiben: Liebe, Berge und Kamelreiter.“[2] (a)

*

„Liebe ist die Genossin der Blindheit.“ (a)

*

„Der Verliebte ist blind.“ (t)

*

„Bagdad ist nicht weit für den Verliebten.“ (t)

*

„Die Liebe ist süß, aber nur mit Brot.“ (h)

*

„Ein Schlag vom Liebhaber ist eine Rosine.“ (a)

*

Fügen wir dem noch einige Stellen aus der Spruchdichtung an:

„Laß der Frau nicht Gewalt über dich.“

(Jesus Sirach)

*

[1] Der Widerspruch zum Vorhergehenden ist eklatant. Er wird beseitigt, wenn wir statt des kategorischen „entsteht“ das bescheidenere und dabei wichtigere „kann entstehen“ setzen.

[2] Wie schön sieht man diesem Spruch seine Entstehung in der endlos ebenen, von klarster Luft überdeckten Wüste an!

„Der Frauen Geist und Treue sind gering,
Trau' sorglos nie auf solch ein flüchtig Ding;
Bau' nicht auf sie, wenn schlecht sie im Gemüte
Und sind sie gut, bau' nicht auf ihre Güte."

(p. — Dschami, 1414—1492)

*

„Die ganze Welt ein Marktplatz ist der Liebe;
Ist wohl ein Ding, das fern der Liebe bliebe?"

(p. — Ferid-eddin-Attar, 1119—1229)

*

„Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe
Denn ein gemästeter Ochse mit Haß."

(Sprüche Salomonis)

*

Und dann das Schönste vielleicht, was über Liebe je gesagt wurde:

„Wo die Liebe erwacht, stirbt das Ich, der dunkle Despot."

(p. — Rumi, 1207—1275)

*

Die Spruchweisheit über die Ehe zeigt, daß das mustergültige, heute noch vorbildliche Familienleben der Juden, in einem gewissen Gegensatz zur orientalischen Weisheit, die Ehefrau hochachtet und rühmt. Die jüdische Mutter nimmt eine Stelle ein, die jeder, wenn er nicht infolge seines Antisemitismus total erblindet ist, als etwas geradezu Rührendes und Erhebendes zugleich anerkennen muß. Mit eine der größten Kräfte des Judentums liegen meiner Ansicht nach in dieser von allen geehrten und geachteten Stellung der jüdischen Mutter, die dem Sohn alles ist, der er sich nie zu schämen unterfangen würde, und wäre er sozial hundertfach gestiegen.

Wir wollen hier in Gebiete trennen. Zunächst arabische Sprüche über die Ehe:

„Die Ehe verdirbt die Liebe."

*

„Die erste Eheperiode ist wie Honig, die zweite wie Butter, aber die dritte wie Teer."

*

„Die Eifersucht der Frau ist der Schlüssel ihrer Scheidung."

*

„Besser noch eine Alte zu heiraten, als Junggeselle zu bleiben."

*

„Der welcher seinen Kummer voll machen will, mag eine heiraten, die seine Mutter sein könnte."

*

„Lieber ein Mistkäfer, der mich in Ruhe läßt, als eine Gazelle, die mich ins Verderben führt."

*

Von türkischen Sprüchen gehören hierher:

„Die Frau macht das Glück oder den Ruin des Hauses."

*

Eine interessante Einteilung der Frauen verschiedener Rassen nach ihren Qualitäten findet sich in einem arabischen Sprichwort:

„Wer Schönheit liebt, suche eine Georgierin; wer List liebt, eine Jüdin; wer Ruhe liebt, eine Christin; wer Stolz und Phantasie liebt, eine Türkin; wer Vornehmheit und Adel liebt, eine Araberin."

*

Nun die hebräischen Anschauungen:

„Man soll sich bestreben, seine Frau zu ehren, denn des Hauses Segen ruht auf ihr."

*

„Wer ohne Frau wohnt, ist ohne Gutes, ohne Hilfe, ohne Freude."

*

„Schlummert die Frau, sinkt der Korb."

*

„Ein gutes Weib ist ein vortreffliches Geschenk für den Mann, ein böses ist ihm ein böser Aussatz."

*

„Ein frommes Weib kann man mit Geld nicht überwiegen."

*

„Ein frommes Weib ist ihres Mannes Leib."

*

„Wer sich von seiner ersten Frau scheidet, über den vergießt der Altar selbst Tränen."

*

Und nun noch ein paar jüdische Grobheiten, die aber so geistreich sind, daß sie hingehen mögen:

„Vertrau der Frau ein Geheimnis, aber schneide ihr die Zunge ab" und

„Die Frau verführt zum Guten und zum Bösen, aber sie verführt immer."

*

„Alter Mann im Haus ist Schrecken im Haus,
Alte Frau im Haus ist Segen im Haus."

*

Der Araber sieht, wenn er ein Mädchen sucht, auf die Mutter und sagt:

„Eine Viper erzeugt nur eine Viper."

Der Türke gibt ihm recht:

„Nimm den Stoff nach der Leiste, die Tochter nach der Mutter",

aber vielleicht ist er doch nicht so radikal wie der Araber, der meint:

„Heirate die Tolle, Tochter einer Vernünftigen, aber nicht die Vernünftige, Tochter einer Närrin."

*

Über Altersunterschiede haben wir schon Verschiedenes gehört. Echt orientalisch ist folgender Spruch der Perser:

„Es ist etwas Großes, wenn ein alter Mann davon spricht, daß er verliebt sei, und es ist ebenso, als ob ihr frische Früchte von einem alten Zweige verlanget."

*

Obwohl, wie wir gehört haben, Witwen in der türkischen Praxis gerne geheiratet werden, wendet sich doch das Sprichwort gegen sie. Der Hebräer meint bildlich:

„Koche nicht in einem Topf, in dem ein anderer schon gekocht hat."

*

Der Araber erklärt den Grund seiner Abneigung:

„Die besten Gattinnen sind unberührte junge Frauen."

Großen Wert legt die Spruchdichtung auf Keuschheit und Schamhaftigkeit der Frau.

In Arabien heißt es:

„Ein Weib, der Jungfernschaft beraubt, ist eine Speise, die der Reiter mitnimmt."

*

„Vier Dinge sind den größten Übeln gleich zu achten: eine zahlreiche Familie mit wenig Mitteln, ein schlechter Nachbar, ein leichtsinniges Weib und unredliche Gesellschaft."

*

„Eine Frau ohne Scham ist wie eine Speise ohne Salz."

*

Ein persisches Wort lautet:

„In dem Hause, wo die Keuschheit fehlt, wird nimmer Glück sein"

und eine Wahrheit des Talmuds:

„Wenn eine Frau sittsam und tugendhaft ist, gleicht sie dem Weinstock, der die köstlichsten Früchte trägt."

Das Beherrschtwerden von der Frau wird allgemein getadelt oder verlacht.

Der Talmud sagt:

„Wer von seiner Frau beherrscht wird, verschuldet sein Unglück selbst."

Ein arabisches Sprichwort meint mit einem lustigen Bilde:

„Wenn die Henne wie der Hahn schreit, muß sie geschlachtet werden."

Dieses Sprichwort scheint auch ins Türkische übergegangen zu sein, denn ich hörte es in Konstantinopel auch in türkischer Sprache.

Daß eine Mutter ihre eigenen Kinder als etwas ganz Besonderes ansieht, ist wohl überall der Fall und auch ganz verständlich.

Der Türke sagt da:

„‚Welches sind die hübschesten Vögel?' fragte man die Krähe. — ‚Meine Jungen,' antwortete sie."

Eine scharfe Konsequenz aus der Summe schlechter Erfahrungen mit den Frauen zieht Jesus Sirach, wenn er sagt:

„Wende dein Angesicht von schönen Frauen."

Ich glaube ja nicht, daß dem gestrengen Herrn viele folgen werden, wenngleich sich mancher wenigstens dessen bewußt ist, was der persische Dichter Ferid-eddin-Attar einst sang:

Vier Dinge sind von größter Gefahr:
Dem Sultan nahen, den Bösen vertrauen,
Nach Weltgut jagen, Umgehen mit den Frauen."

Aber die Macht der Schönheit ist zu groß. Alle Warnungen sind vergeblich. „Liebe überwindet das Joch des Berges" (a). Die Schönheit der Frau ist eine unbesiegbare Waffe. Sehr feinsinnig sagt da der Araber: „Die Schönheit des Mannes ist seine Intelligenz, die Intelligenz der Frau ist ihre Schönheit."

Wir aber wollen unseren Standpunkt nach dieser verwirrenden Fülle von Meinungen noch anfügen und hoffen, daß wir damit den Standpunkt der meisten deutschen Männer getroffen haben:

„Wer Böses von den Frauen spricht,
Erkannte ihre Freuden nicht."

(Bridankes Bescheidenheit, 1225—1240)

Gelehrte Frauen und große Frauen

Ein Weib, das mehr verſteht,
Als ſonſt ein Weib wohl ſoll,
Die mag wohl was verſtehn,
Braucht's aber ſelten wohl.

Friedr. v. Logau
Deutſche Sinngedichte 1654

Die Gelehrtheit der Frau ruft meiſt und doch oft ſehr mit Unrecht die mißbehagliche Befürchtung hervor, daß die Frau deshalb gelehrt iſt, weil ſie ſonſt nichts iſt, d. h. weil ſie als Weib keine dem weiblichen Urberufe entſprechende Rolle zu ſpielen vermag. Wenn die Gelehrſamkeit als Erſatzmittel für fehlende Schönheit aufgefaßt wird, ſo iſt ſie eine anerkennenswerte Reſignation, und im allertiefſten Grunde doch auch nicht mehr als das. Die Gelehrſamkeit aber, als ununterdrückbarer Trieb eines hellen klaren Geiſtes, der ſich mit ſich ſelbſt und mit der ihn umgebenden Welt auseinanderzuſetzen beſtrebt iſt, ſcheint wohl vereinbar mit allen Eigenſchaften einer ſchönen und liebenswerten Frau und einer gütigen und mütterlichen Mutter. Wir kommen darüber nicht hinweg, daß es der erſte Zweck und die vornehmſte Aufgabe der Frau iſt und bleibt, Mutter zu werden und dann auch eine wirkliche Mutter zu ſein. Alle Bemühungen, die ſich dem Naturgeſetz entgegen-

ſtemmen, ſind lächerliche Phantaſien und Geſpreiztheiten, die weder einem vernünftigen Manne noch einer vernünftigen Frau gefallen können.

Der Blauſtrumpf, wenn wir damit das gelehrte, aber unweibliche Weib bezeichnen wollen, muß mit aller Entſchiedenheit abgelehnt werden. Er ſtellt eine lebendige Sünde gegen den heiligen Geiſt der Natur dar und iſt zu allen Zeiten und von allen Völkern mit Recht verlacht worden.

Auch der moderne Orient zeigt ganz vereinzelt ſolche Erſcheinungen, die aber, als zu wenig typiſch, uns nicht weiter beſchäftigen ſollen.

Die Bildung der türkiſchen Frauen iſt, wenn wir das ganze Volk in Betracht ziehen, noch geringer als die des Mannes, wenngleich in den oberſten Geſellſchaftsſchichten eine Reihe von Frauen exiſtieren, welche den durchſchnittlich gebildeten Mann des Orients an Bildung weit übertreffen. Jedenfalls aber kann ſich auch die Bildung der Gebildetſten nicht meſſen mit den Bildungsgraden der Geſellſchaft in den Glanzzeiten der iſlamitiſchen Bewegung, d. h. in den erſten Jahrhunderten nach dem Tode des Propheten und in der zweiten großen Blüte arabiſcher Kultur, in Spanien. Im türkiſchen Mittelſtand iſt Mann und Frau weit ungebildeter als in den gleich geſtellten ſozialen Kreiſen Deutſchlands. Damit will gar nicht geſagt ſein, daß die Bildung unſeres deutſchen Mittelſtandes, gerade was die Frau betrifft, nicht noch weſentlich geſteigert werden könnte. Die Gefahr des Blauſtrumpfs iſt da noch lange nicht zu fürchten. Das reſtloſe Erfaſſen unſerer modernen Kultur iſt ohne Verſtändnis der Antike wohl nicht möglich. Dieſes Letztere iſt aber vielleicht doch nur auf einem der humaniſtiſchen Bildung ähnlichen Bildungswege zu erreichen.

Die türkische Schule ist erst in allerletzter Zeit im Begriff, sich aus einem völlig verknöcherten Dasein zu dem zu erheben, was eine Schule sein soll, nämlich zu einer Anstalt, in der die Jugend Aufnahmefähigkeit und Beurteilungsfähigkeit für die Erscheinungen, Äußerungen und Grundlagen des Lebens gewinnen soll. Man glaubte lange in der Türkei, daß die Frau der Bildung *nicht* bedürfte. Weniger deshalb, weil man sie im Eheleben gefügiger erhalten wollte, als deshalb, weil man die Bedeutung einer Tätigkeit im öffentlichen Leben *überschätzte* und vergaß, daß Erziehung der Kinder ohne eigene Bildung nur ganz außerordentlich wenigen, genial-pädagogisch beanlagten Müttern möglich ist.

Unsere Überschrift zu diesem Kapitel ist in dem Teil: „Große Frauen" durchaus falsch. Wir wählten sie nur deshalb, weil die falsche Auffassung, daß *die* Frauen groß sind, die in der Geschichte eine große Rolle gespielt haben, so allgemein verbreitet ist. Im tiefsten Sinne sind diese Frauen nicht größer als ihre Schwestern. Sie haben es nur viel leichter gehabt, denn sie kannten den Kampf mit dem zermürbenden Frauenalltag nicht. Ich möchte wahrhaft groß nennen jene unbekannten Heldinnen des Alltags, die vergehen und verwehen wie des Herbstes Laub. Sie, die in ihrem kleinen Kreise den Ihrigen in ihrem Leben nichts als ein großes Geschenk des Glückes waren, und darin, daß sie andere glücklich machten, ihr einziges Glück fanden. Die Weiber und Mütter möchte ich große Frauen nennen, die mit der Dornenkrone des Nichtverstandenwerdens und Nichtbeachtetwerdens, doch mit dem Lächeln einer Heiligen durch ihr segensreiches Leben zogen. Es gibt nicht allzuviel von solchen Frauen, ich glaube sogar weniger als solche, die durch ihre geistige Interessantheit vielleicht den *üblichen* Titel einer großen Frau verdienen.

Wir müssen aber, da sich diese Heldinnen des Alltags unseren Blicken entziehen, bei den Frauen bleiben, die dem üblichen Begriff der großen Frau entsprechen. Und selbst da kann es uns nicht darum zu tun sein, eine lückenlose Übersicht zu geben. Wir ziehen vielmehr vor, den Blick des Lesers auf einzelne besonders charakteristische Persönlichkeiten zu lenken, um seine Vorstellung vom Begriff einer „großen Frau des Orients" zu wecken.

Als eine der bedeutendsten Frauen des Orients erschien mir stets Chadidscha, die erste Gattin des Propheten. Sie hat als 38jährige Witwe den 25jährigen, armen und noch gänzlich unbekannten Muhammed aus Liebe geheiratet und aus dieser Liebe erwuchs ihr Glaube an ihn. Das war zunächst der Glaube an seine Fähigkeit, aus dem sich dann mit der Zeit der Glaube an seine göttliche Sendung für die liebende Frau als eine Selbstverständlichkeit entwickelte. Muhammed verdankt ihr in seiner menschlichen Laufbahn viel, wenn nicht alles. Sie förderte ihn, gab den Handlungen des schwärmerischen Gottessuchers den für die arabischen Verhältnisse der damaligen Zeit unbedingt nötigen realen Untergrund der Lebensklugheit. Sie schwankte mit echt weiblicher Zähigkeit nie. Sie stand bedingungslos auf der Seite ihres Mannes, als er nur Feinde hatte, sie opferte ihren ganzen Besitz für die Idee, die sich bei ihr aus dem Glauben und der Liebe zu einer Kraft ohnegleichen zusammensetzte. Und sie trat bei allem, was sie tat, nicht eitel in den Vordergrund, sondern blieb, trotzdem der Prophet alles mit ihr besprach, klügsten Rat von ihr einholte, doch nur die liebende Frau. Zu ihren Lebzeiten hat der Prophet keine andere Frau genommen und hat auch später, als jedes seiner Worte schon die schwerwiegende Kraft eines Gesetzes hatte,

die Bedeutung dieſer einzigartigen Frau dankbar hervorgehoben.

Ihre Nachfolgerin in der Ehe, Aïſcha, die Lieblingsfrau von all den vielen, die dann Frauen des Propheten waren, war wohl auch eine der klügſten Frauen der ganzen muhammedaniſchen Welt. Eine ſehr intereſſante Äußerung von ihr iſt erhalten geblieben, in der ſie die Mütter und Väter ermahnt, die Kinder in der Kunſt der Poeſie zu unterrichten. Aïſcha ſagte: „Lehret euren Kindern Verſe. Der Rhythmus und Tonfall der gebundenen Sprache befreit und reinigt auch die Umgangsſprache.“ Eine Verwandte dieſer Aïſcha, Aïſcha die Jüngere, von der wir in dieſem Buche ſchon erzählten, war eine große Kennerin der Aſtronomie, eine angeſehene Dichterin und in körperlichen Übungen ganz beſonders gewandt. Sie ging beiſpielsweiſe mit dem Bogen auf die Jagd. Trotz all dieſer männlichen Beſchäftigungen blieb ſie die ſchöne Frau, die durch Liebe beglückte und in ihren Empfindungen durchaus weiblich war.

Eine andere Verwandte des Propheten, Fatma, genoß ebenfalls hohen Dichterruhm, galt aber gleichzeitig als beſonders tüchtige Hausfrau und vorzügliche Gattin. Zur Zeit des Propheten und wenig ſpäter ſtehen eine Reihe von Frauen als Dichterinnen im Vordergrund der Literatur. Sehr oft haben bei ihnen tragiſche Lebensſchickſale das ſchlummernde große Talent geweckt. So wurde Leila al Achjalia durch den Tod ihres Geliebten, während ſie an der Seite eines ungeliebten Mannes leben mußte, zur vielgeprieſenen Dichterin. Die wundervollen Totenklagen Zeinabs, Maija Amras, Tomadhir al Chanſas ſind heute noch berühmte Beſtandteile der arabiſchen Literatur.

Als das Chalifat am Ende des 7. Jahrhunderts nach Damaskus verlegt wurde, erwuchs hier ein wahrer „Minne-

hof", den alle Schriftsteller der damaligen Zeit preisen. Allerdings ging hier die Einfachheit der Zeit des Propheten gänzlich verloren. Mit der steigenden politischen Gewalt der Chalifen stiegen die Anforderungen an das Leben. Frauen bildeten auch in geistiger Hinsicht den Mittelpunkt des ganzen Treibens am Hofe. Das muß ausdrücklich betont werden, im Gegensatz zu dem späteren Schicksal muhammedanischer Frauen. Damals waren die Frauen so ungebunden und frei wie heute die Europäerinnen. Nur noch einmal hat der Islamismus eine derartige Höhe des Frauenkultus erlebt und zwar in Spanien. Allerdings machten sich in Spanien bei höchster Kultur schon starke Anzeichen einer Entartung bemerkbar. Der Traum von Damaskus stand menschlich höher als der von Granada.

Mit der Verlegung des Chalifats nach Bagdad (Mitte des 8. Jahrhunderts) beginnt die islamitische Maitressenwirtschaft und zwar gleich in stärkstem Grade. Mit Beginn dieser Bewegung ziehen sich die Frauen edler Abstammung mehr und mehr aus der Öffentlichkeit zurück. Doch finden sich auch hier noch Vertreterinnen der alten Damaszener Glanztage vor, Frauen, die mit klugem Geiste und starker Hand ihre haltlosen Ehemänner, auch wenn diese Chalifen waren, leiteten und führten. Auch gelehrte Frauen kennt das Bagdad der damaligen Zeit. Wir dürfen nur nie vergessen, daß die Tatsache, daß gelehrte Frauen gelebt haben, noch keinerlei Rückschlüsse auf den allgemeinen Bildungsstand der Frauenwelt erlaubt. Der allgemeine Bildungsstand war auch in der Bagdader Zeit durchaus schlecht, und nur ganz vereinzelte Frauen, durch die Gunst der Verhältnisse, ihren Reichtum oder ihre Schönheit in eine „andere Welt" versetzt, treten aus der

riesigen Masse ihrer Geschlechtsgenossinnen hervor. Berühmt ist in dieser Zeit die „Frau Professorin Schodah" (gestorben 1179) mit dem Beinamen „Der Stolz der Frauen". Sie besuchte die Universitätskollegien, von denen eines, recht bezeichnend für die damalige Zeit, über „Unglücksfälle der Verliebten" gelesen wurde. Ich empfehle dieses Kolleg denen von unseren Privatdozenten, die sich über Mangel an Hörern beklagen.

Eine andere Frau, Zeinab mit Namen, studierte so eifrig Jurisprudenz, daß sie den Ehrennamen „Die Meisterin der Juristen" erwarb. Sie hielt sogar öffentliche Vorlesungen über Staatsrecht. Mit der Blüte weiblicher Poesie war es aber vorbei.

Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld begründet in seinem ausgezeichneten Buche „Die Frauen des Orients" diese Erscheinung mit viel Wahrscheinlichkeit folgendermaßen: „Es hat den Anschein, daß das gesamte geistige Leben der Frauenwelt unter dem abbassidischen Chalifat unter dem Alp frivoler Lebensanschauungen allmählich erstickte und daß auch die genannten gelehrten Frauen zu den wenigen Ausnahmen zu zählen sind, welche kraft einer außergewöhnlichen Individualität aus dem allgemeinen Sumpf sich emporrangen. So ist es gekommen, daß keine weiblichen Sterne am Dichterhimmel der arabischen Glanzzeit leuchten."

In der Glanzzeit des Osmanentums, hauptsächlich kurz vor und im Jahrhundert nach der Eroberung Konstantinopels, finden wir eine Reihe von bedeutenden und gelehrten Frauen. Namentlich die Frauen der Sultane zeichnen sich durch große Tatkraft aus und spielten politisch eine höchst bedeutsame Rolle. Wenn wir aber näher zusehen, so finden wir, daß diese Herrscherfrauen keine Türkinnen waren, sondern aus allen möglichen Ländern Europas stamm-

ten. Suleiman der Große beispielsweise war der geliebtesten seiner Frauen, Churrem, einer geborenen Russin, völlig unterworfen. Er tat, was Churrem, die in der französischen Literatur unter dem Namen Roxelane bekannt ist, wollte, und das war nicht wenig. Sie regierte das Reich im Inneren, hatte Einfluß auf Krieg und Frieden und brachte ihre Verwandten und Günstlinge in höchste Stellungen.

Unter Murad II., oder besser gesagt über Murad II., herrschte seine Frau Saffije, die aus der venetianischen Familie Baffa stammt. Als kleines Mädchen war sie von Korsaren geraubt worden und kam auf diesem Umwege in den Harem des Sultans. Die weitaus bedeutendste dieser Ausländerinnen aber war die Gattin Achmeds I. und Mutter Murads IV., Kösem oder auch Mapheiker genannt, eine Griechin, die nach einem Leben beispielloser Erfolge und beispielloser Kämpfe endlich als alte Frau der Gegnerschaft einer feindlich gesinnten Sultansmutter erlag und erdrosselt wurde. Mit ihr starb ein weiblicher Caesar der osmanischen Geschichte. Unter der Herrschaft Ibrahims (Mitte des 17. Jahrhunderts) zieht eine Zeit am Hofe ein, die eine vollendete Ähnlichkeit mit der Zeit Ludwigs XV. in Frankreich hat. Die Maitressen herrschen, ein ungeheurer Luxus erschöpft die Finanzen des Landes, die Einkünfte ganzer Provinzen werden den Geliebten des Sultans als Pantoffelgeld geschenkt. Weiberregiment in seiner schlimmsten Gestalt! Bestechung und Diebstahl, Raub und Giftmord waren an der Tagesordnung. Endlich stürzt eine Empörung alles über den Haufen, der Sultan wird erwürgt, die Schar der Sklavinnen und Lieblingsweiber zerflattert. Die Kadinen, die richtigen Sultansfrauen, wandern in das alte Serail zu neuen Intrigen unschuldigerer Art. Unter solchen Verhältnissen war kein Boden mehr für edle

Frauenbildung. Der Unterschied zu Damaskus liegt auf der Hand. Da hatte der alte beduinische Adel seine edelsten Frauen an den Hof gesandt, wo sie Eroberungen im Gebiete des Geistes und der Liebe, aber nicht in dem Gebiete des reinen Gelderwerbs machten. Darum haftet auch den Frauen der arabischen großen Zeit Unsterblichkeit an, weil sie tatsächlich Einfluß auf die Kultur hatten, während die ebengenannten Frauen der großen osmanischen Zeit nichts Anderes waren als Macht und Geld zusammenraffende Kurtisanen, deren wahnsinnige Wünsche nur Staunen, Entsetzen oder Verachtung erwecken konnten, aber nicht befruchtend auf die Kultur der Zeit zu wirken imstande waren.

Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts war die osmanische Dichtung so gut wie nicht vorhanden. Noch am Hofe der Seldschuken galt die osmanische Sprache als bäuerisch und gemein. Man zog das Persische vor als Sprache des Umgangs, im Amte und in der Dichtung. Dann aber wuchsen die türkischen Dichter wie Pilze empor. Man kennt von 1500 bis 1900 von ihnen 3000. Die meisten schmiedeten Verse, die den persischen und arabischen, wie wir schon einmal erwähnt haben, stark nachempfunden waren.

Zwei anatolische Dichterinnen lebten vermutlich noch kurz vor 1500. Beide stammten aus der gleichen Stadt Amasia. Die eine, Zeinab genannt, war das frühe Muster eines weiblichen Bohèmien und begnügte sich bei freiestem Lebenswandel doch nur mit der Liebe eines Dichters. Die andere, Mihri, wahrscheinlich unter der Regierung Muhammeds II. (1451 bis 1481) lebend, war ein eigentümliches Wesen. Trotzdem wir über ihr Leben fast nichts wissen, läßt sich aus ihrer Dichtung doch mit Sicherheit feststellen, daß sie zu jenen merkwürdigen Frauen gehört hat, die höchste Leidenschaft mit vollen-

deter Unberührtheit verbunden haben. Theoretische Sünderinnen, die ihr ganzes Leben zwischen Wunsch und Furcht verbringen. Die Beziehungen Mihris zu verschiedenen Männern, namentlich zu einem schönen jungen Dichter Iskender (Alexander), waren durchaus platonischer Natur, erfüllt von einer Wollust der Worte und von einem dauernden Zurückschrecken vor der letzten Folgerung aus dieser erotischen Prämisse. Mihri ist bis auf den heutigen Tag in der Türkei als „Die keusche Liebevolle" bekannt. Ein Biograph sagt von ihr: „Trotz solcher Liebelei im Ghasel war sie niemandem zu Willen; keine unreine Hand berührte ihre unentweihte Jungfräulichkeit; das ambraduftige Band umschlang ihren keuschen Hals, und wie sie als junge Frau lebte, so starb sie."

Die Vertreter der Frauenwelt unter den Dichtern späterer Jahrhunderte und auch in der Jetztzeit können an Bedeutung mit den Genannten nicht verglichen werden.

Von kriegerischen Frauen, die in der Türkei, namentlich in Arabien, nicht allzuselten sind, kann aus neuerer Zeit auch eine Kurdin genannt werden, Kara Fatma, die im Taurus lebte. Als sie hörte, daß der Sultan durch den Krimkrieg in schwerer Sorge sich befand, warb sie eine Schwadron kurdischer Kavallerie und ritt mit ihrer Schar nach Konstantinopel, um sich hier zum Kampf gegen den Erbfeind zu stellen.

Arabien hat auch in der modernen Zeit dichtende Frauen. Es liegt hier ein offenkundiges Talent der Rasse vor. Ich habe selbst eine arabische Dichterin kennen gelernt, Zoé Costaki Homsy, die gleichzeitig die merkwürdige Entwicklung der christlichen Araberin in französischer Bildung zeigte. Das Mädchen war, als ich sie kennen lernte, etwa 16 Jahre und konnte es an Bildung mit jeder 16jährigen Europäerin aufnehmen.

Sie faßte die Eindrücke des Lebens mit großer Phantasie und starkem Empfinden auf, und reflektierte über ihre Empfindungen, gewissermaßen einem innerlichen Drange gehorchend, in dichterischer Form. Ihre Beherrschung der französischen Sprache, in der sie dichtete, war vollkommen, während sie arabisch zwar sprach, aber doch nicht so in die Feinheiten dieser kompliziertesten Dichtersprache eingedrungen war, um in ihr dichten zu können.

Auch unter den türkischen modernen Frauen gibt es einige, die mit Talent Verse machen. Eine wirklich große Dichterin lebt aber, glaube ich, augenblicklich nicht.

Es ist außerordentlich schwer, festzustellen, ob die Araberin, wie es den Anschein hat, mit größerer Lebendigkeit geistige Interessen verfolgt als die Osmanin. Man kann da, selbst wenn man jahrelang im Lande lebt, sich doch sehr irren, weil man eben nicht Gelegenheit hat, die Masse der Frauen kennen zu lernen. Man lernt zur Not Ausnahmeerscheinungen kennen und darf auf Grund dieser Kenntnis nicht verallgemeinern, was eine Untugend darstellt, der fast jeder Orientreisende noch erlegen ist. Je länger man im Orient weilt und je ernster man das Studium des Volkes auffaßt, desto mehr kommt man zur Einsicht, wie viel man noch nicht weiß. Derjenige aber, der nur ein paarmal nach Konstantinopel gekommen ist, in internationalen Hotels gewohnt hat, ein paar Tees mitgemacht hat und ein wenig auf der anatolischen Bahn herumgefahren ist, der sich nur begeistern oder entsetzen kann und sich von allen möglichen Leuten anlügen läßt, hat es ganz wesentlich leichter, über den Orient zu schreiben.

Über die Zukunft der türkischen Frau

Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß als zwischen Gott und Göttern. Börne

Die türkische Frau steht augenblicklich vor einem großen Schritt in künftige Freiheit, ja sie ist, durch die Not der Zeit veranlaßt, zum Teil diesen Schritt schon gegangen. Aber auch bei ihr wird sich die Wahrheit erweisen, daß, wer den ersten Schritt zur Freiheit gegangen, auf diesem Weg nicht müde wird, bis er ans Ziel gelangt. Die türkische Frauenfrage war lange Zeit keine Frage der Unverheirateten. Jedes Mädchen heiratete. Aber es heiratete mit dreißig Jahren einen Mann, den es mit zwanzig verschmäht hatte. Es galt als einfach nicht schicklich, unverheiratet zu bleiben.

Nun hat der Weltkrieg durch die großen Opfer an Männern einerseits, durch die über viele des Erwerbers beraubten Familien hereinbrechende Not andererseits, die Frauenfrage lebendiger und „aktueller" gestaltet, als das jahrelange theoretische Arbeit der Frauen und derer, die für die Frauenemanzipation schafften, hat tun können.

Im Kriegsdienst, zum Beispiel als Krankenpflegerin, durfte die Türkin von jeher unverschleiert wirken, aber der selbständige

Erwerb im öffentlichen Leben war ihr verboten. Da hatten mehr die Tradition als das religiöse Gesetz unüberwindliche Schranken aufgebaut.

Die Schranken sind im Begriff, zu fallen, teils weil die Regierung die Frauen braucht, teils weil sie die finanzielle Not auf andere Weise nicht lindern kann. Es dienen heute eine große Anzahl von Frauen bei der Post, in den Telegraphen- und Telephonämtern und in Bureaus. Sie verdienen!

Was das heißt, was das für eine Überwindung von Hindernissen bedeutet, vermag nur der zu ermessen, der orientalische Verhältnisse kennt.

Die Frauen selbst verwenden diese Möglichkeit schon zur Verwirklichung eines anderen Gedankens, nämlich zur Befreiung von der Notwendigkeit, einen ungeliebten Mann zu heiraten.

Zwei getrennte Wege türkischer Frauenbewegung! Der dritte, die Befreiung und das Selbständigmachen der Gebildeten durch die Eröffnung gebildeter Berufe, ist schon eifrig in Frauenkreisen debattiert und wird wohl über kurz oder lang in die Praxis umgesetzt werden.

Die heute schon zahlreichen Präzedenzfälle des Frauenerwerbs lassen sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Was heute notwendig war, wird morgen nicht auf einmal unmöglich werden können.

Mit dem Leben auch nur eines Teiles der Frauen in der Öffentlichkeit wird aber die Freiheit dieses Teiles für das gesamte Frauenleben von maßgebender Bedeutung werden, und die Wirkungen des Weltkrieges werden auch bei den türkischen Frauen ebenso umstürzend, ändernd, neu orientierend sein, wie auf allen Gebieten.

Damit verlassen wir unsere geduldigen Leser.

Wir hätten noch Manches zu sagen — — vielleicht noch ein ganzes Buch wie dieses — — aber wir verzichten freiwillig. Wir trachten nicht danach, daß wir „erschöpfend" genannt werden. Uns lag, wie der Leser jetzt wissen wird, etwas ganz Anderes am Herzen. Wir wollten den Leser anregen, eigene Gedanken sich zu machen. Mit diesen eigenen Gedanken wird er uns nun vielleicht bekämpfen, wird manchem widersprechen, wird zu anderen Schlüssen kommen.

Vielleicht wird mancher Einwand uns überzeugen, manche Weisheit uns belehren. Nur das Eine lassen wir uns nicht nehmen: Unsere Liebe zu den fein empfindenden, den grauen Tag des Lebens uns mit dem Sonnenschein ihrer Schönheit und Güte erhellenden und unseren rauhen Sinn sänftigenden Kameraden unseres Daseins — — die Liebe zu den Frauen.

*5.00

DR
432
E5

Endres, Franz Carl
Türkische Frauen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 10 07 09 017 9